

Nominierte
Geschichten
für den Publikumspreis

des 3. 
Nord Mord
Award 2018

im Rahmen der
5. Nordsee-Krimitage 2018

unterstützt durch die
Tourismus-Zentrale



ST. PETER-
ORDING

Umschlaggestaltung: Andreas Falkenhagen

Lektorat/Korrektur: ohne

Satz und Technik: InDesign

Druck: EPUB und pdf

Bildverzeichnis: Tourismus-Zentrale St. Peter-Ording, wallHere.com

Alle Rechte am "NordMordAward" liegen bei der Initiatorin Anja Marschall

www.anja-marschall.de

Trailer und Logoentwicklung: Magdalena Broda und Jens Klimmek

www.nordmordaward.nordverdaechtig.de

Die Rechte an den Geschichten und Abbildungen

liegen bei den jeweiligen Autoren.

Eine Verwendung, Vervielfältigung der folgenden Geschichten ist

ohne Genehmigung der Autoren nicht erlaubt.

Auf Wunsch stellt der Veranstalter des NordMordAward 2018,
Tourismusbüro sowie Gemeindebücherei St. Peter-Ording, den Kontakt her.

Vorwort

Die **Tourismus-Zentrale St. Peter-Ording** rief in diesem Jahr zum **3. NordMordAward** auf, dem ersten Krimipreis von Schleswig-Holstein. Gesucht wurden spannende, lustige und kuriose Krimis, die zwischen Nord- und Ostsee spielen. Man stiftete 1.500 € für die besten Geschichten, die von einer fünfköpfigen Fach-Jury ausgewählt wurden. Zur Jury gehören in diesem Jahr die Krimiautoren Jobst Schlennstedt, Sabine Trinkaus und Angelika Svensson sowie der NDR-Radiomoderator Peter eter Bartelt und Krimileserin Andrea Asselmann. Die öffentliche Preisverleihung des 3. NordMordAward findet als Abschluss der 5. Nordsee-Krimitage am 14. Oktober 2018 im Dünen-Hus in St. Peter-Ording statt.

Neben dem Jurypreis hat aber auch das **Publikum** die Möglichkeit, den diesjährigen besten Kurzkrimi auszuwählen! Dem Gewinner des Publikumspreises winken ebenfalls großzügige Geldpreise.

Ihnen, lieber Leser, liegen hier die von der Jury nominierten besten
16 Geschichten vor.

**Sie haben nun die Möglichkeit, bis zum 30. September
daraus Ihre 2 Favoriten zu wählen.**

Alle nominierten Geschichten finden Sie hier im Original. Sie wurden weder lektoriert noch korrigiert. Der Jury, wie auch Ihnen, stehen die Geschichten anonym zum Lesen bereit, um eine möglichst objektive Wertung zu gewährleisten.

Für Ihre 2 Favoriten stimmen Sie ab unter:

www.nordmordaward.nordverdaechtig.de

Wer lieber mit Stift und Papier abstimmen möchte, kann Abstimmungskarten in der Gemeindebücherei St. Peter-Ording, Badallee 56 bekommen.

Viel Spaß!

Inhalt

Vorwort

<i>Geschichte 01:</i>	6
Bis ans Ende in Welt	
<i>Geschichte 02:</i>	13
Dat fleuht - Die Flut naht	
<i>Geschichte 03:</i>	21
Dunkles Wasser	
<i>Geschichte 04:</i>	30
Der Erlediger	
<i>Geschichte 05:</i>	42
Inken und das Haus am Deich	
<i>Geschichte 06:</i>	52
Kommissar Traudichs Zweifel und das kleine Mädchen	
<i>Geschichte 07:</i>	61
„Kotzenbüll“	
<i>Geschichte 08:</i>	73
Die Nacht von Malente	
<i>Geschichte 09:</i>	83
Der Schatz von Rungholt	
<i>Geschichte 10:</i>	94
Schneetreiben	
<i>Geschichte 11:</i>	107
Strandgut	
<i>Geschichte 12:</i>	117
Die Tote am Deich	
<i>Geschichte 13:</i>	128
Tote Tante	
<i>Geschichte 14:</i>	138
Vogelperspektive	

<i>Geschichte 15:</i>	148
Das Wattmädchen	
<i>Geschichte 16:</i>	158
Wir waren doch Kinder	
Was ist der NordMordAward?	



Bis ans Ende in Welt

„Ich trenne Ihnen den Kopf ab.“

Frank zuckt unmerklich zusammen und betrachtet sein Gegenüber prüfend. Nun lebt er schon über ein halbes Jahr hier; seine „drögen“ Nachbarn, wie es hier heißt, kann er immer noch nicht einschätzen. In seiner bisherigen Heimat hätte er so eine Bemerkung sofort entweder als Scherz oder als Drohung erkannt. Nein, diesmal ist es wohl nur sachlich gemeint. Seine nervöse Reaktion auf solche Bemerkungen hat er bisher nicht ablegen können.

Trotz des leichten Kribbelns an seinem Hals entgegnet er: „Ja, gern. Wer mag schon Fischköpfe?“

Jetzt schaut ihn der Fischverkäufer auf dem Gardinger Markt etwas ernster an. Er beugt sich bedrohlich über den Tresen: „Kommen Sie etwa aus Dithmarschen?“

Er hat zwar etwas über diese unerklärliche Abneigung zwischen Dithmarscher Kohlköpfen und den Eiderstedtern Fischköpfen gehört, verstanden, oder gar verinnerlicht, hat er sie nicht. „Wie bitte?“

„Schon gut“, antwortet der Kerl leicht grinsend.

„Ach so, denkt Frank, das war wohl ein Beispiel dieses komischen Humors, den die Leute hier an den Tag legen. Ha, ha ...“ „Ne, ich bin ein Mann von Welt“, versucht er, auf den Scherz einzugehen. Wie man einem Ort am Ende derselben, den Namen Welt geben konnte, hat er nicht begriffen.

„So sehen Sie gar nicht aus. Wenn schon nicht Dithmarschen, dann hätte ich eher gedacht, Sie wohnen in Sankt Peter.“

Frank erwidert nichts. Obwohl er früher Smalltalk als ganz angenehm empfand, lässt er sich hier oben im Norden so gut wie nie darauf ein. Entweder die Gespräche werden ihm zu schnell ernsthaft, oder sie bewegen

sich auf diesem für ihn nicht zu übersetzenden trockenen, eigenwilligen Humor. Irgendwie traurig, dass er es nicht hinbekommt. Stattdessen legt er die geforderte Summe auf den Tresen, packt seinen kopflosen Fisch ein, grüßt kurz und zieht weiter. Wie immer langweilt er sich. „Ich könnte ja ein wenig über den Markt schlendern“, denkt er verbittert. Dafür würde er ca. fünf Minuten brauchen. Neulich hat ihn ein Urlauber im Überschwang angesprochen, wie zauberhaft er diese kleinen Orte mit ihren überschaubaren Märkten findet und wie herrlich es sei, dass sich die Leute anscheinend alle kennen. Er hat ihn wortlos stehen lassen. Der muss ja nicht hier leben. Bei zwei Wochen Urlaub fänden die meisten wahrscheinlich sogar Bullerbü interessant.

Nein, mit Garding ist er für heute fertig. Seine Einkäufe erledigt er hier auf dem Markt, oder im ansässigen Discounter. Ansonsten zieht es ihn, wenn überhaupt, nur abends in den kleinen Ort. Ein paar nette Lokale und eine Musikkneipe, in der es am Wochenende Live-Musik gibt. Immerhin. Doch er fühlt sich allein. Es gelingt ihm nicht, Kontakte aufzubauen. Seufzend steigt er in sein Auto und fährt zurück in sein neues, fünf Kilometer entferntes Zuhause. „Wenn man keinen Menschen richtig kennt, ist man dann wirklich zu Hause?“, fragt er sich.

Tine, seine ältere Nachbarin, wuselt wie immer im Garten. Zugegeben, Sie ist immer nett und freundlich zu ihm und hat sogar versucht, ihn in die Gemeinschaft mit einzubeziehen. Er traute es sich nicht zu und ist dem immer ausgewichen. Die Leute hier bleiben ihm fremd und einige, wenn sie plattdeutsch reden, versteht er kaum. Wieso in Herrgotts Namen haben Sie ihn mit seiner neuen Identität ausgerechnet in diese Einöde verfrachtet? Millionen sind früher durch seine Hände geflossen. Er hat mit am ganz großen Rad gedreht, wenn auch nur als Buchhalter dieser Bande. Bis sein Gewissen nicht mehr mitspielte. Und jetzt wohnt er in einem kleinen Reetdachhaus, links eine Rentnerin, rechts ein Bauernhof und hinten raus ein Blick auf das scheinbar endlose flache Land. Er gehört woanders hin. Keine Chance, sie hatten ihm keine Wahl gelassen. „Wollen Sie leben oder sterben? Wenn Sie leben wollen, nehmen Sie das Angebot an und

verhalten sie sich unauffällig.“ Die Angst hatte ihn getrieben. Zunächst dazu, als Kronzeuge auszusagen und dann anschließend, das Angebot anzunehmen. Eine neue Identität und sogar ein verändertes Aussehen hatten sie ihm verpasst. Nur ihn, sein Inneres haben sie nicht ändern können. Ohne jegliche Zerstreuung reifte in ihm bald die bittere Erkenntnis, dass er sich selbst nicht genügt. Ihm fehlt dieses schnelle, hektische Leben voller Abwechslung mit seinen kurzen, intensiven Begegnungen. Oder fehlen ihm vielleicht nur seine Freunde?

„Moin Frank.“

„Moin Tine.“

Er ist schon auf den Weg ins Haus, als seine Nachbarin ihm etwas hinterherruft. „Frank, tööv mol.“ Inzwischen weiß er, dass es bedeutet, er soll mal warten. „Kannst du mir einen Gefallen tun? Ich weiß ja, du bist immer mir dir selbst beschäftigt, nur“, fährt Tine hochdeutsch fort. „mein Auto ist in der Werkstatt und ich wollte für meinen Hund etwas in St. Peter besorgen. Würdest du mich fahren?“

Er hat nie etwas vor und warum nicht? Wie gesagt, Tine ist nett. Darüber hinaus vertreibt es die Zeit. Er sagt ihr zu, und nachdem sich seine Nachbarin frisch gemacht hat, sitzt sie neben ihm auf der Fahrt in den zehn Minuten entfernten Ort, der ein wenig Flair auf Eiderstedt versprüht. Das kleine Westerland, wie Frank St. Peter-Ording insgeheim nennt. „Wo soll’s denn hingehen Tine?“

„Nordsee-Apotheke. Die hat mal mir gehört, und da kann ich einige Präparate zum Mischen besorgen, ohne dass mir jemand dumme Fragen stellt. Arko soll sich nicht mehr quälen.“

Frank schaut kurz zur Seite. Er hat nicht gewusst, dass Tine mal Apothekerin war, und dass sie so pragmatisch und selbstständig, ihren alten Rüden Arko von seinen Leiden erlösen will, verblüfft ihn ebenfalls.

„Oh Mensch, Tine. Das tut mir leid.“

Die Stimme der alten Frau klingt fest, aber ihre Augen trüben sich ein, als sie sagt: „Wat mutt, dat mutt.“

„Tränen gehören zur Trauer, wie das Salz zum Meer, Tine. Die muss

man nicht zurückhalten. Wat mutt, dat mutt“, sagt er mit weicher Stimme.

Sie drückt kurz seinen Arm, holt ein Taschentuch hervor und schweigt. Als sie bei der Apotheke ankommen, hat sich Tine schon wieder im Griff. „Kleinen Moment, Frank. Geht ganz schnell.“

Er steigt ebenfalls aus, um ein wenig die Sonne zu genießen. Herrliche Luft, und er saugt sich die Lungen voll damit. Ja, wenn es immer solche Tage gäbe, mit Gesprächen auf Augenhöhe, Sonnenschein und dieser frischen Brise. Dann könnte es ihm gefallen hier im Norden. Vielleicht muss er einfach nur ein wenig mutiger auf diesen Menschenschlag zugehen, denkt er sich, als er plötzlich zusammenzuckt. Der Mann auf der gegenüberliegenden Straßenseite blickt auf und schaut ihn direkt an. Obwohl sich Franks Äußeres verändert hat, gibt es diesen kurzen Moment des gegenseitigen Erkennens. „Das ist das Ende“, denkt er sich, als er das selbstgefällige Grinsen betrachtet. Was kann ein Buchhalter schon gegen einen Killer aus diesem Clan ausrichten? Das Grinsen seines Gegenübers wird breiter, als er freundlich herüber winkt. In Gedanken gibt er wahrscheinlich schon das Kopfgeld aus, das die einsitzende Chefetage noch im Gerichtsaal ausgelobt hat.

Frank reißt die Wagentür auf und will schon starten, als die Beifahrertür geöffnet wird. „Du willst doch wohl nicht ohne mich los“, empört sich Tine, als sie einsteigt.

Er entgegnet nichts, sondern startet und fährt los. Er kommt kaum voran. Die Fußgänger schlendern in einer Geschwindigkeit über die Fahrbahn, die ihnen in ihren Heimatorten nie in den Sinn käme. Im Urlaub ist dagegen „Seele baumeln lassen“ angesagt. Genervt machen sie ihm nur langsam Platz. Hektisch schaut er immer in den Rückspiegel und am Ortsausgang taucht das grinsende Gesicht darin auf. Resignierend atmet er tief aus. Zur Polizei fahren? Bringt nichts. Sein Gegenspieler hat ja bis jetzt nichts getan und wenn der seine Freunde informiert, muss er zwar die Belohnung teilen, aber einer von ihnen erwischt Frank dann mit Sicher-

heit. Nein, der Weg ist hier zu Ende.

„Mensch Frank, was ist denn los?“ fragt Tine besorgt.

„Tine, stell jetzt keine Fragen. Ich halte gleich direkt vor deiner Tür. Du gehst sofort ins Haus, schließt es ab und lässt dich vor Morgen früh nicht mehr blicken. Reagiere auf kein Klingeln. Ruf bitte nicht die Polizei. Ich fahre anschließend kurz zur Gaststätte, wende und komme zurück. Wie gesagt, lass dich nicht blicken.“

„Was ist denn los?“

Wieso es nicht mal mit der Wahrheit versuchen? Die Leute sind hier auch geradeheraus. „Tine, ich habe keine Zeit, dir alles zu erklären. Ich bin mal mit dem Gesetz in Konflikt gekommen, auch wenn ich nur Buchhalter von Kriminellen war. Aber ich bin ausgestiegen und mit dem Gesetz im Reinen. Mich verfolgt jemand, der hat ein anderes Kaliber. Der bekommt Geld für meinen Tod. Und er wird dafür sorgen, dass meine Zeit hier auf Eiderstedt bald vorbei ist. Was soll's, ich gehöre hier eh nicht hin. Ich will nicht, dass du mit hineingezogen wirst. Also, mach bitte, was ich dir gesagt habe.“

Tine erwidert nichts, sondern begibt sich, als sie ankommen, sofort in ihr Haus. „Gut“, denkt er. „Kein Drama, sondern Sachlichkeit.“ So nahe vor dem Ende lernt er es sogar noch schätzen.

Hinter Frank parkt ein zweiter Wagen in seiner Einfahrt. „Hallo Hübscher“, begrüßt ihn der Fahrer. „Hätte dich kaum erkannt. Sogar erblondet. Passt hier in den Norden. Mein erster Kurzurlaub, der mir Geld einbringt, statt mich etwas zu kosten. Du weißt, was jetzt passieren wird. Erspare uns bitte Ärger. Macht es nur schlimmer, glaube mir.“

In diesem Moment betritt Franks Nachbar Harksen den Vorhof seines Hauses. Gegenüber schleppt Inken Petersen den Rasenmäher in den Vorgarten. „Hoppla, Menschaufauf im Kuhdorf. Lass uns ins Haus gehen. Du willst doch nicht, dass deinen Nachbarn etwas passiert.“

Resigniert zieht Frank die Schultern hoch. Seine Nachbarn werden ihn nie wiedersehen. Er weiß, wie diese Leute mit ihren Opfern umgehen. Keine Leiche, keine Beweise. Ein Foto, um das Kopfgeld zu kassieren.

Das war´s. Schweren Schrittes geht er auf die Haustür zu.

Tines schrille Stimme schreckt ihn auf. „Frank, so leicht kommst du mir nicht davon.“ Entsetzt sieht er, wie seine Nachbarin mit einem Tablett zu ihnen herüberkommt. Darauf drei Kurze. „Ich habe doch gesagt, dass ich mich noch bedanken will. Selbstangesehter Himbeerschnaps mit eigenhändig gepflückten Früchten. Alle vom Himbeerhof in Vollerwiek. Das war so nett, dass du mich gefahren hast.“

Auch Franks Gegenüber zögert kurz. Das sind zu viele Menschen im Moment. Sich hier sofort aller zu entledigen, wäre ein höherer Aufwand und damit riskant.

„Ich habe deinen Besuch wohl bemerkt, aber Sie haben bestimmt auch nichts gegen einen guten Tropfen?“ Tine zwinkert dem Mann aufmunternd zu und hält ihm das Tablett hin. „Nicht lang schnacken, Kopp in Nacken.“

Der zuckt mit den Schultern und greift sich das ihm angebotene Glas. „Sehr gern, junge Dame. Danach müssen sie uns entschuldigen. Wir haben etwas zu erledigen.“

Alle drei setzen an und kippen den Himbeerschnaps herunter. Der fremde Mann verdreht die Augen, wird stocksteif und fällt kerzengerade nach hinten um. Voller Entsetzen bringt Frank kein Wort heraus. Tine stupst den Mann mit dem Fuß an und sagt: „Für Arko ist noch genug da.“

„Tine!“, schreit Frank. Hektisch schaut er sich zu seinen Nachbarn um. Harksen und Inken Petersen kommen zu ihnen herüber.

„Keine Sorge, Frank. Ich habe die beiden telefonisch gebeten herauszukommen. Die Information, dass dich ein Auftragskiller erledigen will, hat ihnen gereicht. Ich habe improvisiert, musste ja schnell gehen.“

„Wieso?“, stammelt Frank.

„Na, Du lebst doch hier und wir beschützen einander“, sagt Inken.

„Und jetzt?“, bringt Frank gerade so hervor.

„Um das Auto musst Du dich kümmern, Frank. Stelle es erstmal in die Garage. Und der Kerl hier? Auf einem Bauernhof wird man so einen

verschwinden lassen können, oder?“ fragt Tine.

„Jo, Nachbarschaftshilfe“, erwidert Harksen trocken.

So langsam fange ich an, den norddeutschen Humor zu schätzen und zu verstehen, denkt Frank.

„Wäre ganz nett, wenn du uns mal die ganze Geschichte erzählen würdest. Ist ja besser, wenn man über die Nachbarn Bescheid weiß. Und jetzt lass uns mal klar Schiff machen, dann lade ich anschließend noch auf einen Himbeerschnaps ein“, sagt Tine.

Geschichte 02:**Dat fleucht - Die Flut naht**

„Ich bin ein Frühaufsteher, quasi!“, erklärte ich Herrn Micho.

„Zugleich Frühaufsteher und Nachteule, eine ungünstige Mischung“, entgegnete er mir trocken, ohne den Blick vom Bildschirm zu lösen.

Die Falten auf seiner Stirn drückten Besorgnis aus.

„In einem Fall wie dem Ihren, sind die Formalitäten schnell geklärt“, fügte er hinzu. „Lassen Sie sich für ein paar Wochen den Wind um die Nase wehen. Ich verspreche Ihnen, danach sieht Ihre Welt wieder anders aus.“

Er sollte recht behalten. Fürs Erste. Das Inselleben heilte mich. In der Tat fühlte ich mich auf Föhr, zwischen all diesen Menschen, die mir vollkommen unbekannt waren, weit mehr zuhause, als ich es in Düsseldorf jemals war. Hier im Norden weht ein anderer Wind. Inmitten der salzig-herben Stimmung, zwischen den weißen Dünen und dem unruhigen Meer sammelte ich etwas lang Verlorenes auf, das man, wenn man es partout in Worte fassen wollte, wohl als Hoffnung bezeichnen könnte. Nicht allein das Schlafen, auch die grauen Überfälle, die nächtlichen Attacken, sämtliche Sorgen und Nöte schien die Flut mit sich fortzutragen. Es hatte den Anschein, als sei hier alles möglich. Für das flüchtige Glück, die kurze Zäsur dieser Tage muss ich jetzt bitter zahlen – und du auch. Der irrsinnige Vorfall setzte dem Guten mit einem Schlag ein Ende. Das Leben schenkt nichts. Nicht Menschen, wie dir und mir.

Es ist 3 Uhr 58 und ich ringe darum, weiter zu schlafen. Keine Chance, obwohl ich müde sein müsste nach all der Aufregung.

Gegen Fünf gebe ich mich geschlagen. Ich stehe auf. Es macht keinen Sinn, es weiter zu versuchen. Also entscheide ich mich, zum Strand zu gehen. Ich laufe eine gute Stunde am Meer entlang. Vorbei am Steg, der für

uns beide die Wendung brachte. Keine Menschenseele ist hier. Die weite, breite Einsamkeit tritt mir bereits am frühen Morgen entgegen. Ich ziehe die Kapuze tiefer in mein Gesicht. Der Wind ist aufgebracht, der Himmel finster überzogen, genau wie vor drei Tagen.

Viele behaupten vom Laufen am Meer bekäme man einen klaren Kopf, bei mir zeigt das nicht die geringste Wirkung. Mein Zustand ist lebenslang.

Ich überlege kurz, dann betrete ich den Steg. Ich stelle mich an die Stelle, an der ich vor drei Tagen verharrte. Der Wind reißt an mir – er greift nach mir, als wolle er mich packen und emporheben. Aufpflücken und Einsaugen. Ich will vergessen, mich endlich Ausruhen. Ich will weit weg ins Nirgendwo, doch ich bin keine Beute für den Wind. Er lässt mich am Boden, ohne Einsehen. Wenigstens konnte ich dich retten, sage ich mir. Du bist in Freiheit und deshalb hat alles einen Sinn.

Beim Frühstück bin ich einer der Ersten, ich sitze am Fenster, von dort habe ich die beste Sicht. Du bist nicht da. Mit meiner Tasse in der Hand stehe ich auf, gehe zur Theke und schütte mir Tee nach. Das regionale Tagesblatt lasse ich bewusst liegen, in den vergangenen Tagen widerstehe ich der Versuchung zu lesen. Die Küchenkraft, die die Brötchen nachfüllt, nickt mir zu. Ich lasse den Zucker aus. Erst als ich am Tisch angekommen bin und wieder sitze, erlaube ich mir, ein weiteres Mal zur Tür zu schauen. Nichts! Dabei könntest du ein Frühstück gut gebrauchen.

Obwohl ich ahne, dass du auch dieses Mal nicht kommen wirst, warte ich weiter. Wenigstens noch die zwanzig Minuten. Neben mir am Tisch unterhält man sich angeregt. Nach ein paar Tagen kennt man alle. Die meisten sind offenbar einfach nur einsam, überlege ich. Die Zeit hier auf Föhr lässt sie aufblühen. Für mich war das Alleinsein zu keiner Zeit das Problem, eher eine Erleichterung. Ich habe niemals jemanden vermisst. Diese Lektion habe ich erst in den letzten beiden Tagen gelernt.

Eckhard, aus meiner Gruppe, ist einer ebenjener Einsamkeits-Kandidaten. Mittlerweile lässt er nichts mehr aus: Weder das Frühstücksbüffet, noch die Gelegenheit für einen „Klöönschnack“ – wie er das unbedachte, völlig sinnfreie Plappern nennt. Für mich ist dieses Übermaß an Heiter-

keit am frühen Morgen - und gerade heute – schwer zu verkraften. Die Insel hat mich weder zu einer morgendlichen Frohnatur, noch zu einem guten Unterhalter machen können. Nichts von dem, bin ich je gewesen. Ich bin zufrieden, wenn ich meine Ruhe habe. Das haben alle eingesehen. Auch du. Dich hat meine „stille Art“, wie sie Frau Klein in ihrer uferlosen Zuversicht betitelte, nie gestört. Wir haben uns ohne große Worte verstanden.

Um Acht ist meine erste Anwendung. Danach folgt der erste Termin mit der Gruppe, seit der Sache am Meer. Mein Blick wandert wieder zur Uhr neben der Eingangstür. Du kommst nicht. Drei rettungslos lange Tage habe ich dich nicht mehr gesehen. Vielleicht bist du abgereist, ohne es mir zu sagen.

Du kamst eine Woche nach mir. Als du durch die Tür tratst, um im Kreis Platz zu nehmen, warst du mir vom ersten Augenblick an vertraut. Hin und wieder trifft man Menschen, für die es nicht viele Worte braucht. Mir passiert das selten, genauer betrachtet eigentlich nie. An diesem Tag hatte das Leben Nachsicht. Noch niemals habe ich mich jemandem derart nahe gefühlt.

Dabei könnten wir beide unterschiedlicher nicht sein. Ich bin ein Wal, ein Koloss, und du bist ein hauchzartes Wesen, zerbrechlich und rätselhaft schön. Gar nicht viel würde es brauchen, vielleicht nur eine sanfte Brise, mehr nicht, das alleine könnte reichen, schon wärest du davon geweht. Man hatte dich beinahe zerdrückt, das spürte ich, auch wenn du an diesem Tag kein einziges Wort sagen wolltest.

Vielleicht war es diese Flüchtigkeit, die mich bewegte, entflammte und wachrief. Ich wusste vom ersten Moment an, dass du das Unschuldigste, Anmutigste sein solltest, was ich je in meinem Leben erblicke. Ich würde auf dich achten, dich beschützen. Es brauchte Bedacht.

Auch du hast mich an diesem Tag in der Gruppe bemerkt. Womöglich nur deshalb, weil ich nicht zu übersehen bin. Du hast den Kopf zur Seite gelegt, dir eine Strähne aus dem Gesicht gestrichen und mich weiter angesehen. Es war kein Mustern, wie bei all den anderen. Dein Blick war

auch nicht mitleidig. Du hast mir geradewegs in die Augen gesehen, mit einer Wahrhaftigkeit, die mir die Luft raubte. Wie niemand je zuvor sahst du tief in mich hinein.

Seit diesem Morgen kann ich dich nicht mehr vergessen. Die Verletztheit in deinen Augen, die hohen Wangenknochen. Auch du hast, wie wir alle hier, die wir auf Föhr gestrandet sind, eine Geschichte. Es dauerte zwei Tage, dann begannst du zu erzählen. Es soll helfen, beschwört man uns immer wieder – ich bin mir nicht sicher.

Was auch immer es in dir änderte, mir half es zu verstehen. Untreue, häusliche Gewalt, Einschüchterung und maßlose Eifersucht – du hattest weit mehr im Reisegepäck, als all wir anderen zusammen, denen man eine Rettung auf Föhr versprochen hatte. Als du am Ende warst, fehlten dem Raum die Worte. Selbst Frau Klein, unserer Psychologin, deren ungebremster Optimismus mir dubios, fast pathologisch erschien, fiel nichts Kluges ein.

An diesem Tag sprachen wir das erste Mal miteinander. Am Strand standest du neben mir. Sagtest wie selbstverständlich „Hallo, ich komme mit“. Ich nickte, mehr brauchte es nicht. Wir spazierten am Strand, dort, wo ich auch heute Morgen war. Ab da trafen wir uns jeden Tag zur gleichen Zeit. Das erste Mal seit langem, gab es etwas, worauf ich mich freuen konnte. All diese Wendungen erschienen mir wie ein Wunder. Ich hätte dem Glück nicht trauen dürfen.

Dann kam er. Du warst geschockt, als er dich urplötzlich morgens auf dem Weg zum Frühstück abpasste. Ich saß am Tisch, hier am Fenster, und sah dem Drama zu. Mich überraschte, wie harmlos ein solches Monster auf den ersten Blick erscheinen konnte. Tatsächlich machte er einen fast sympathischen ersten Eindruck, genauso wie du es beschrieben hast. Er nahm dich in den Arm, küsste dich auf die Stirn. Du warst derart überumpelt, dass du dich nicht wehren konntest. Auch ich war wie erstarrt. Am Tag zuvor, hast du am Strand deine Hand in meine gelegt und heute platzte er dazwischen. Verstehe mich nicht falsch, ich könnte, wenn es dich glücklich machen würde, auf dich verzichten. Darauf hast du mein

Wort. Doch in diesem Fall war es meine Aufgabe einzugreifen.

Warum ich einfach nur da saß, als hätte ich mit all dem nichts zu tun, verstehe ich nicht. So wie es aussieht, fehlte mir der Mut. Ich muss dir eingestehen, dass ich dich im Stich gelassen, genau wie alle anderen vor mir.

Statt einzugreifen, saß ich weiter auf meinem Platz. Unerschüttert, auch wenn es in meinem Kopf wirbelte. Ich fragte mich, warum er hier aufkreuzen durfte? Gerade dann, wenn es dir besser ging? Niemand außer mir schien zu erfassen, welches Unheil mit ihm herannahte. Niemand kümmerte sich darum. Jeder Tat, als sei alles in bester Ordnung. Man begrüßte den Mistkerl herzlich, sogar Frau Klein reichte ihm die Hand. Sie hätte wissen müssen, was seine Anwesenheit für dich bedeutete. Keiner schützte dich vor dem, was jetzt folgte. Er griff deine Hand, zog dich hinter sich her. Riss dich mir davon. Durch die Eingangstür warfst du mir einen letzten beschwörenden Blick zu - und ich harrte weiter aus.

Ab da warst du verschollen. Zu unserem täglichen Treffen kamst du nicht, ich wartete und drehte fast durch vor Sorge. Ich irrte am Strand umher bis zum Abend. Die Nacht legte sich zur Stunde über unsere Insel. Dass er dort stand, wo er nicht hingehörte, war wie Schicksal. Es war böig, derart stürmisch, wie ich es noch niemals erlebt hatte. Es hatte den Anschein, als wolle die Flut ganz Föhr einnehmen. Alle anderen hatte es ins Kurhaus getrieben. Nur er stand dort auf dem Steg. Wie eine Statue mit festem Blick auf das tosende Meer. Die Wellen peitschten drängend auf ihn zu, als würden sie von ihm angezogen.

Ich wollte mit ihm sprechen, ihm begreiflich machen, dass er hier verschwinden musste und trat auf den Steg. Der Wind und die Wellen rauschten. Er bemerkte mich nicht, als ich näher trat. Ich wollte ihn nicht wegstoßen, ich wollte ihn auf mich aufmerksam machen. Doch statt sich umzuwenden, fiel er. Die Flut wartete nur auf diesen Moment. Sie packte zu, ohne Verzug. Kurz fing sein Blick mich noch ein, ich sah die Panik in seinen Augen. Es war eine winzige Sekunde, aber sie hat sich in mein Gedächtnis gebrannt.

Die Flut war auf ihrem Höhepunkt. Wieder griff ich nicht ein, ließ

alles geschehen. Ich redete mir ein, die Welt selbst sei in dieser Sekunde endlich zur Vernunft gekommen, nach all dem Unrecht, das sie uns zuzumete. Sie wollte den Schaden reparieren und gut machen, was für viele Jahre versäumt wurde. Bald schon, nachdem sie ihre Gier gestillt hatte, war sie besänftigt. Lange noch stand ich auf dem Steg, wie ein Felsen. Ich konnte nicht begreifen, was geschehen war.

Und auch jetzt harre ich ein weiteres Mal aus. Ich sitze hier und warte und weiß nicht weiter. Die Welt hat mich wieder einmal getäuscht, an der Nase herumgeführt. Sie ließ mir keine Wahl, es gab kein richtig, nur falsch. Ich gebe auf. Ich muss zur Polizei und gestehen, dass ich einen Mann getötet habe. Deinen Mann. Das alles war kein Unfall, es war alleine meine Schuld und ich bereue es nicht im Geringsten.

Es ist 3 Uhr 58 und ich ringe darum, weiter zu schlafen. Seit Tagen bekomme ich kein Auge mehr zu, trotz der Flut an Tabletten.

Gegen Fünf gebe ich mich geschlagen. Ich stehe auf und packe. Am Mittag ist die Beerdigung, heute verlasse ich die Insel.

Ich denke die Sache wieder und wieder durch. Ich kann mich nicht von dir verabschieden. Seit drei Tagen haben wir uns nicht mehr gesehen, mir fehlt die Kraft dir alles zu erklären. Ich bin eine Mörderin, ich bin verloren. Du musst mich vergessen.

Du bist es gewesen, der mir in den letzten Wochen Hoffnung gab. Bereits am ersten Tag hier auf Föhr sind wir uns begegnet. Am Ende meiner ersten Sitzung hast du mich lange angesehen. Mich, die ich schrecklich leicht zu übersehen bin.

Dabei sind wir verschieden, wie man nur sein kann. Du bist eine Brandung, fest und in sich ruhend, ich aber bin nicht mehr, als ein welkes Blatt im Wind. Im Herbst meines Lebens falle ich zu Boden, vergehe und löse mich auf, ohne dass es je jemand bemerkt.

Alleine du hast mich gesehen, mich aufgelesen, mich wieder zum Leben erweckt. Das Schicksal schenkte mir einen Aufschub, für eine kurze Weile. Du hast mich nicht gemustert an diesem Tag. Mich, der ich nur ein

winziges Etwas, meiner selbst bin. Dein Blick war nicht mitleidig, er war voller Ehrlichkeit. Du hast mir direkt in meine Augen gesehen, mit einer Offenheit, die ich noch niemals erlebt habe. Wie kein anderer hast du tief in mich hineingeblickt. Für all das hat es keine Worte gebraucht.

Seit diesem Morgen kann ich dich nicht vergessen. Die Verletztheit in deinen Augen. Wir alle hier, die wir auf Föhr gestrandet sind, haben unsere Geschichte. Deine hast du mir niemals erzählt. Das brauchte es nicht. Ich weiß auch so, dass das Leben niemals fair zu dir war. Aber es hat dich nicht zerstört, du bist gütig. Seit langer Zeit fühlte ich mich wieder geborgen, wie in einem sicheren Hafen.

Alles war wie ein Traum, bis zu dem Tag, als Johann aus heiterem Himmel vor mir stand. Ich war aus dem Konzept. Mein Leben hier war vollkommen entlastet und erlösend fern von meinem alten Dasein. Mit einem Paukenschlag, ohne jede Warnung, holte es mich wieder ein – auch wenn er mit guter Absicht gekommen war. Er wollte alles in Ordnung bringen, wie jedes Mal.

Dass ich nicht mitkommen wollte, zu ihm nach Hause, konnte er nicht begreifen. Ich sagte, ich brauche meine Ruhe, ein paar Tage einfach nur für mich. Viel zu brüsk, sagte ich das alles. Ich hätte Johann nicht wegschicken dürfen. Er meinte es gut. Ständig meinte er es gut und ich verdiente das nicht. Ich dachte nur an mich, ich wollte mein eigenes Leben, ich wollte bei dir bleiben.

Wegen mir ist er hinaus, trotz dem Sturm und der Flut, die über das Land rollte, wie ein hungriges Tier. Niemand konnte ihn aufhalten. Er müsse allein sein, um das alles zu verstehen, hatte er Frau Klein auf dem Weg nach draußen erklärt. Sie war die Letzte, die mit ihm sprach. Am kommenden Tag spülte die gesättigte Flut seinen Körper in den weißen Sand. Wie steinern lag er da, die Polizei von Wyk rief mich dazu. Jemand musste ihn identifizieren.

Und verdammt, er war es.

Ich habe Johann getötet und seitdem zerbreche ich in tausend Stücke. Vielleicht wartest du auf mich beim Frühstück, während ich hier

am Strand umherirre, dort, wo wir beide immer gemeinsam waren. Ich nehme Abschied.

„Komm nach Hause, ich werde auf dich aufpassen“, versprach Johann mir. Er wollte mich mitnehmen, mir helfen, Harald zu verlassen. Das Meer hat mir meinen Bruder geraubt, es hat mich abgestraft, für all meine Hoffnungen. Ein weiteres Mal hat mich das Leben getäuscht. Es schenkt uns nichts. Nicht Menschen, wie dir und mir. Ich gebe mich geschlagen.

Manche behaupten das Laufen am Meer mache einen klaren Kopf, bei mir zeigt das keinerlei Wirkung. Mein Zustand ist lebenslang.

„Ich komme nach Hause“, sage ich.

Der Wind zerrt an mir, als ich auf den Steg trete. Er wartet schon seit dem Morgen, beharrlich. Ich fühle mich wie ein Blatt im Herbst, wissend, dass meine Zeit gekommen ist. Der Wind ist gnädig, er hebt mich empor. Greift mich auf in einen Sog aus Vergessen. Ich bin müde. Es ist Zeit, sich auszuruhen.

Geschichte 03:

Dunkles Wasser

Sie reden nicht mehr miteinander, sprechen nichts außer dem, was ihre Arbeit fordert. Immer widerwillig, kaum ganze Sätze, eher Fetzen, meistens klanglos. Laut nur, wenn sie das Böllern des Glühkopfmotors übertönen müssen oder das Heulen des Windes in Wanten und Spieren. Selbst ihr Fluchen klingt gequält.

Ganz selten finden sich ihre Augen, ungewollt. Dann fühlt Lars sich nackt, windet sich unter der stummen Anklage.

„Du hast es getan. Ich weiß es.“ Wortlos.

In Lars´ Ohren klirrt es dennoch. Als stieße der Alte immerfort diese Sätze aus. Lars spürt sie sengend unter seiner Haut.

Schrilles Schweigen. Seit dem Tag, an dem Christoph unter dem Schiff versunken ist.

*

„Ward ruppig hüt“, rief der Alte herüber, der achtern am Ruder stand und im Dämmerlicht über die schmale Innenförde nach Westen starrte. Die Ditte legte sich leicht auf die Steuerbordseite. Lars hörte das Wasser um den Rumpf rauschen, während er mit Christoph das Klaufall durchsetzte und der Wind ins mächtige Gaffelsegel fuhr. Der Kutter nahm Fahrt auf.

„Lars, mok ut!“

Befehlston. Lars Jacobsen war nichts anderes gewohnt. Er belegte das Fall auf dem hölzernen Belegnagel und nickte seinem Bruder zu. „Setz inzwischen den Klüver“, sagte er, klappte das Decksluk hoch, schwang sich mit den Beinen voran auf die Niedergangstreppe und verschwand im Maschinenraum. Sekunden später erstarb der Lärm mit ein paar letzten erbitterten Knallern.

Wieder an Deck, atmete er tief die feuchte, salzige Luft ein. Keine

Schwaden von verbranntem Petroleum quollen jetzt mehr stinkend aus dem Auspuffrohr. Dafür wurde der Wind frischer.

Der Alte lag wohl richtig mit seiner Vorhersage. Wie immer.

Rasch warf er einen Blick über die Schulter nach Osten, hinüber zum Hafendamm, wo die hölzernen Stege der Flensburger Fischergenossenschaft ins Wasser ragten. Über dem Liegeplatz der Ditte ging eben die Sonne auf. Schwach nur drang ihr Licht durch die tiefhängenden Wolken.

Lars schaute nach vorn, wo sein Bruder mit sicheren Griffen das Vorsegel setzte. Das schaffte er allein, brauchte keine Hilfe von ihm. Siebzehn war Christoph jetzt, drei Jahre jünger als Lars. Seine blonden Haare flogen im Wind, während er mit einem Lachen im Gesicht auf dem Klüverbaum herumturnte. Wollte nichts anderes werden als Fischer, der Junge. Ein geborener Seemann. Wie der Alte, der schon die vierte Generation war in der Fischerfamilie Jacobsen.

Der Alte. Nie hatte er einen seiner Söhne gefragt. Die Jacobsens führen zur See und fischten. Fertige, aus. Für sie hatte er sich noch einmal verschuldet, das neue Schiff gekauft. Hatte sich alles gründlich überlegt, wieder und wieder gegrübelt, monatelang.

Sein Entschluss stehe fest, hatte er ihnen dann kurz angebunden erklärt. Gott habe es gut mit ihrer Familie gemeint. Er selbst sei für das Feld zu alt gewesen und seine Söhne noch zu jung. Der Krieg sei nun vorbei, sie seien alle am Leben und gesund, Fisch gäbe es da draußen in Hülle und Fülle, und mit ihrem Schiff hätten sie auf lange Zeit die Nase vorn.

Alle Ersparnisse waren draufgegangen, und doch das hatte nicht gereicht. Nicht für einen der hochmodernen ‚Haikutter‘, wie man diese Schiffe inzwischen nannte, weil sie mit ihrem eingebauten Hilfsmotor auf den Fangplätzen hin und her jagten wie die gefräßigen Raubfische. 1912, also erst vor zehn Jahren, war die Ditte auf der Karstensen Skibsværft in Skagen gebaut worden. Eine Hypothek hatte der Alte aufnehmen müssen.

„Für eure Zukunft macht er das. Für seine Söhne.“ Mutters Worte.

Welch ein Wahnsinn. Und er steckte mitten drin, unentrinnbar, das war Lars klar. Hoffnungslos. Dabei kam ihm oft die Idee, er wäre gar kein

richtiger Jacobsen. Jedenfalls war er nicht blond wie Christoph und der Alte – früher, bevor der weiß geworden war. Und er hasste die Fischerei. Kälte und Nässe und Knochenarbeit. Elende Quälerei.

Einmal schon war er fortgelaufen. Vor zwei Jahren, als die Sache mit Jens Callsen passiert war, dem Nachbarnssohn, der ihn gereizt hatte. Da hatten sie ihn in Hamburg aufgegriffen. Der Alte hatte sich vor ihn gestellt, mit dem Staatsanwalt verhandelt. Seither ließen sie ihn nicht aus den Augen. „Du hast heißes Blut“, sagte die Mutter oft, „dafür kannst du nichts. Aber du musst lernen, dich zu zügeln.“

Lars schielte hinüber zum Ruderstand, wo der Alte inzwischen die Pfeife zwischen den Zähnen hatte. Das Zeichen. Er griff in die Tasche, zog seinen bereits gestopften Knösel hervor, bückte sich in den Wind Schatten der an Deck festgelauchten Körbe und setzte den Tabak in Brand.

In zwei Stunden musste er ihn am Ruder ablösen. Am Nachmittag würden sie ihre Fanggründe erreichen. Drei Tage und Nächte wollte der Alte dort fischen, bevor es wieder nach Hause ging.

Lars fröstelte im kalten Frühdunst. Seine Kiefer schmerzten, so fest hatte er sich in den Pfeifenstiel verbissen. Er nahm den Knösel aus dem Mund und massierte sich das stoppelige Kinn. Ein Schluck aus der Flasche unter seiner Matratze konnte jetzt nicht schaden.

„Bin gleich wieder da“, sagte er zu Christoph, der neben ihm getreten war.

„Ich muss mit dir reden.“

Sofort schoss Lars das Blut ins Gesicht. „Worüber? Etwa ...“ Bedrohlich hing das Wort in der Luft. „Ich warne dich. Hab dir gesagt, was ich mit dir mache, wenn du sie auch nur ansiehst.“

Fahrig fuhr sich Christoph mit den Fingern durch die blonde Mähne. „Aber ...“

„Kein ‚Aber!‘“, knurrte Lars, stieß den Bruder beiseite und riss die Tür zum Niedergang in die Kajüte auf. Er brauchte einen kräftigen Zug, musste sich beruhigen. „Bin gleich wieder oben. Überleg dir gut, was du

mir sagen willst ...“

Am besten, er steckte sich den Flachmann gleich in die Jackentasche, bevor er wieder an Deck käme.

Es stank nach Ärger. Gewaltig.

Sechs Stunden später passierte die Ditte das Feuerschiff Kalkgrund II im Norden und hielt mit guter Fahrt unter Segeln auf die ausgedehnte Untiefe Bredgrund zu, die ein paar Meilen voraus lag. Dort hob sich der Meeresboden abrupt von etwa dreißig auf nur noch fünf bis sieben Meter Wassertiefe. Rund um den mächtigen Unterwasserberg herum.

Da stand der Dorsch. Genug Fisch für viele lange Tage und durchwachte Nächte.

Der Wind war frisch, blies jetzt aus Nordwest. Die Ditte zog schon hin und wieder die Süllkante an Steuerbord durchs Wasser. Bald würde der Alte den Befehl zum Reffen geben. Gerade hatte Christoph acht Knoten Fahrt geloggt. Gelacht hatte er dabei, schien sich wie ein Kind über die Rauschefahrt zu freuen.

Nun, das Lachen würde ihm vergehen. Als der Flachmann leer war, wusste Lars, was er zu tun hatte. Dass er unter der Fuchtel des Alten stand, dass er noch jahrelang mit eiskalten, aufgesprungenen Händen im stinkenden Fisch wühlen musste, daran konnte er vorerst nichts ändern. Er hatte sich sogar daran gewöhnt, dass alle ihn mieden, wo es nur ging, ihm, den sie hinter seinem Rücken ‚de füünsche Lars‘ nannten, nicht übern Weg trauten. Aber dass sein Bruder ihm Gesa wegnahm, das würde er nicht zulassen. Auf gar keinen Fall. Gesa gehörte ihm. Wenigstens sie.

„Versteh doch, Lars, wir ... wir ... lieben uns. Es tut mir leid für dich, ehrlich, aber ... Mein Gott, dafür kann man doch nichts, das ist sowas wie ... Schicksal.“

„Schicksal?“, schrie Lars auf, als hätte ihn jemand getreten. „Sie ist meine Braut, du Schweinehund, und ...“

„Nicht so laut, der Alte schaut schon her!“

„Ich mach dich fertig, wenn du sie anfasst“, stieß Lars mit bebender

Stimme hervor. „Oder ... Hast du vielleicht ... hast du sie etwa schon ...?“ Ein gurgelnder Laut, als hätte er sich verschluckt. Er keuchte.

Sein Bruder fuhr zurück, als er in das wutverzerrte Gesicht blickte. Blanker Hass.

„Wir reden morgen darüber, Lars, bitte. Du hast getrunken, ich kann es riechen. Wenn der Alte das merkt ...“

„Sag es, auf der Stelle! Hast du sie gevögelt?“ Seine Hand schoss an die Kehle des Bruders.

„Lars, bist du denn ...“, würgte Christoph. Wie Schraubzwingen presste Lars seine kalten Finger um den Hals des Jungen. Christophs Hände fuhren hoch, packten den eisenharten Arm, doch Lars ließ nicht locker. Sein Kopf schoss nach vorn, ganz nah vor das Gesicht des Bruders. Seine Augen loderten.

„Sag es! Habt ihr ...“

„Und wenn? Du bildest dir was ein, Lars. Sie ...“ Der Druck um den Hals wurde unerträglich. „Mein Gott, Lars, sie ... ist dir doch nicht ... versprochen, oder?“ Er bekam keine Luft mehr. „Lass ... los!“ Nur ein Röcheln.

„Utnanner! Wi heebt keen Tied to ´n Strieten!“, rollte die Stimme des Alten durch den Wind heran. „Wi sünd dor. Kloor bi de Kurr, man fix!“

Lars spürte jeden Knochen im Leib. Drei Hols hatten sie schon hinter sich. Dreimal die Ankerboje gesetzt, die Bootswaden unter Motor in weitem Bogen ausgefahren, wieder an den Ausgangspunkt zurückgedampft und das gewaltige Netz über die Trommel eingeholt, während die Ditte stampfend und bockend an ihrem Anker zerrte. Gute Hols aber, prallvoller Fangsack, jedes Mal.

„So mutt dat!“, brüllte der Alte durch das Heulen und lachte. Stockfinstere Nacht. Aus dem Wind war Sturm geworden, doch er gab nicht auf. Stechend fuhren Lars die eisigen Nadeln ins Gesicht, salzige

Spritzer, von den Wellenkämmen abgerissen.

„Een Hol opletzt, denn mokt wi Schluss för hüt!“

Einmal noch. Endlich warf Lars den Anker und prüfte, ob er hielt. Das Netz konnte geholt werden. Er fror. Durchnässt bis auf die Haut. Das Salzwasser stand über die Knöchel in den Stiefeln und brannte an seinen aufgeschuerten Füßen.

„Lars, komm rüber, schnell, die Netztrommel ...“ Christophs Stimme klang hektisch. „... ganz heiß“, verstand Lars durch das Tosen.

Die Trommel qualmte. Der kleine Benzinmotor jaulte, bewegte die schwere Scheibe keinen Zentimeter mehr. „Das Netz hat sich irgendwo verhakt“, rief Christoph.

„Schiet“, fluchte der Alte, der nach vorn gekommen war, und zeigte im Schein seiner Handlampe außenbords auf die Netzleinen, in denen sich ein Holzstamm verfangen hatte. Der klemmte das Netz an der Bordwand unter der Ankertrosse fest. „Dat hölpt nix, dat Ding mutt los!“ Das Beiboot sollten sie klarmachen, befahl er. Einer musste raus. Wenn es so weit war, wollte er an der Winsch Lose auf die Ankertrosse geben, damit der Stamm darunter herausgezogen werden konnte.

„Du mokst dat, Christoph“, befahl er.

Gemeinsam brachten sie das Beiboot aus, und der Junge sprang ohne zu zögern hinein, als eine Welle es fast auf die Höhe der Speigatten hob.

Es dauerte nicht lang. Im tanzenden Licht sah Lars, wie sein Bruder da unten den nassen Holzstumpf packte. „Jetzt!“ rief er, und der Alte löste die Trosse. Mit beiden Händen zog Christoph an den Holeinen, der Stamm klatschte ins Wasser. Das Netz war frei.

Der Alte drehte das Ankerspill, und Lars holte den Schraubenschlüssel aus der Jackentasche, beugte sich über die Schanz. Der Junge sah zu ihm hoch, kauerte sich ins Boot, bis wieder eine Welle heranrollte, die ihn wie im Fahrstuhl nach oben trug, und streckte Lars seine Hand hin.

Als sein Kopf noch einen halben Meter unter der Bordkante war, schlug Lars zu. Zwischen die lachenden Augen. Mitten in das übermütige

Gesicht.

Ohne einen Laut kippte Christoph aus dem Boot und versank zwischen den weißen Kämmen im dunklen Wasser.

Nun fährt meistens Uwe Callsen mit ihnen raus, Jens' Bruder, fünfzehn erst, aber groß gewachsen. Erst wollten seine Eltern nicht. Wegen Lars, der mit an Bord ist. Aber die Zeiten sind schlecht. Viel Elend, Hoffnungslosigkeit, keine Arbeit. Da schlägt man so eine Lehrstelle als Decksjunge bei Fischer Jacobsen nicht einfach aus.

Lars kann diesen Burschen nicht leiden. Er sieht Christoph ähnlich. Dieselben hellblonden Haare, das ewige blöde Grinsen. Nicht genug Hölle wohl, ständig mit dem Alten auf dem Kahn zu hocken, der von Tag zu Tag kleiner wird. Jetzt muss er auch noch auf den jungen Idioten aufpassen.

Selbst im Haus hält er es kaum noch aus. Die Mutter fragt immer wieder. Und er sagt immer wieder dieselben Worte. „Ich wollte ihn noch festhalten! Aber die Welle hat das Boot an die Schanz geschleudert, da ist er einfach rausgefallen. Hab ihn nicht halten können.“

Die Mutter wiegt den Kopf hin und her, sieht ihn nie an. Sagt: „Eines Tages steht er vor der Tür, wirst sehen, Lars. Er kann ja schwimmen.“ Er sei nur unterwegs, sagt sie, auf einer langen Reise, aber tot, nein, tot sei er nicht. Und der Alte räumt immer die Flaschen weg, wenn er heimkommt.

Tagelang haben sie noch nach ihm gesucht, alle Fischer von der Förde. Dann wurde er für tot erklärt. Ganz offiziell.

„Auf See geblieben“.

Niemand macht viel davon her. Der Krieg ist noch nicht lang vorbei. Mit dem Tod ist jeder wohlvertraut. Nichts Besonderes in diesen Zeiten.

Der letzte Hol für heute. Elende Plackerei, nur zu zweit sind sie an Bord. Uwe ist krank, muss im Bett bleiben, hat der Alte heute Morgen gesagt und an Lars vorbeigesehen. „Wi mööt liekers rut, de Dösch tööft

nich op uns.“

Die ganze Zeit lang haben sie ihr Schweigen geschwiegen. Die lange Fahrt zum Bredgrund, beim Ausfahren der Netze, die ganzen vier schweren Hols über. Lars hört es nicht mehr, hat die Flasche fast leergetrunken.

Massenhaft Fisch zappelt in der Bünn. Nicht genug. Nie, wenn man den Alten fragt. Lars klappt den Deckel zu, lascht das Netz fest, wartet auf den Befehl zum Ankerlichten. Doch der kommt nicht. Der Alte steht am Ruder, sieht ihm auf einmal mitten ins Gesicht, zeigt stumm nach steuerbord.

Lars kneift die Augen zusammen. Nebelschwaden liegen über dem Wasser. Kaum ein Lüftchen zu spüren. In Sichtweite dümpelt die Klara, auch ein Fischkutter aus Flensburg, im trägen Wasser. Die Sonne ist untergegangen. Gleich wird es Nacht sein.

Zuerst hört er es. Riemen quietschen und Ruderblätter klatschen ins Wasser. Ein Boot taucht neben der Ditte aus dem Dunst heraus.

Christoph!

Im letzten Tageslicht sieht Lars ihn dort in dem Ruderboot stehen, aufrecht. Seine Jacke hat er an, wie immer, die karierte, die der Alte nicht leiden kann, hebt den blonden Kopf, starrt hoch, sucht die Augen seines Bruders, streckt die Hand aus, zeigt auf Lars, ruft: „Mörder.“

Lars taumelt wie getroffen, stöhnt auf, wimmert wortlos. Kindliches Jammern.

Der Alte steht jetzt neben ihm. „Und nu?“ Mehr nicht.

„Aber ich hab ihn doch ... wie soll das ... er kann einfach nicht:2 - „Du giffst dat nu to?“

Lars läuft der Speichel aus dem Mund, er zittert, seine Zähne schlagen aufeinander.

„Ich komm, um dich zu holen“, sagt Christoph auf, hölzern, kein Wort betont. Das Boot treibt näher.

„Du süsst dat bloot togeven!“

„Ja!“ Nur ein Heulen. Lars' Blick zuckt hektisch über das Deck,

kopflös.

Der Alte nickt, macht die Strickleiter los, lässt sie außenbords fallen. Riemen klatschen ins Wasser, das Boot wummert an den Rumpf, wieder und wieder. Wie ein Anklopfen tönt es durch das ganze Schiff. Herauf zu ihm, in seine Ohren. Lars hechelt, sieht sich um, panisch, sucht einen Fluchtweg.

„Komm hooch, dat is nu vörbi“, ruft der Alte hinunter.

„Nein! Nicht! Nein!“ Irre Schreie, wild, klirrend wie zerberstendes Glas. Weg hier! Lars greift an die Schanz, springt, fällt. Sieht dabei den Alten über sich. Sieht, wie dessen Finger sich ins Holz der Ditte krallen, dass er sich vorbeugt, hinter ihm herschaut. Lars findet seine Augen. Kalt, eisern halten sie seinen Blick.

Das Dollbord des Ruderboots kracht ihm quer in den Rücken, presst alle Luft aus ihm heraus, bevor er ins Wasser gleitet. Ein Brennen im Leib, überall.

Der Alte über ihm öffnet den Mund. „Lars!“ Schallend wie ein Schuss.

Lars keucht, spuckt, tobt. Hell schäumt das Wasser auf. Er wendet den Kopf, sieht zum Ruderboot. „Christoph ...“

„Nein!“ Lang, flach, hilflos. Uwes schmale Gestalt kniet im Boot, beugt sich vor, starrt zu ihm herüber.

Plötzlich versteht Lars. Ungläubige, hilflose Wut überkommt ihn. Er reißt den Mund auf, will schreien, schluckt noch mehr salziges Wasser.

Verdammt, das ist sein Spiel! Dieser gemeine Hund ... Lars schaut nach oben, mühsam. Alles wird taub.

Der Alte ist verschwunden.

Dunkel ist es geworden. Schwach nur hört er ein Wimmern vom Boot her, leise verklingend.

Stille. Ganz silbrig funkelt auf einmal das Wasser um seinen Kopf herum, weiß fast.

Schön, eigentlich, denkt Lars. Warm.

Geschichte 04:

Der Erlediger

Am Anfang – als er noch nicht ahnte, was sich aus der ganzen Sache entwickeln würde – fand er den Namen natürlich toll.

Der Erlediger.

Sagte doch schon alles. Ich bin ihr Erlediger. Ich erledige Sachen.

Und er konnte ja wirklich gut Dinge erledigen. Zeit seines Lebens hatte er gerne gebastelt. Rumgefummelt. Sachen repariert. Gebaut und gebosselt. Und er konnte viel, eigentlich alles: Fliesen legen, Holz hacken, eine Waschmaschine anschließen, einen Zaun setzen, Regale aufbauen, sogar an Strom wagte er sich heran. Einen richtigen Job hatte er trotzdem nicht. Stattdessen hangelte er sich von Maßnahme zu Maßnahme. Was ihm eigentlich auch ganz recht war, denn so blieb genügend Zeit, an seiner Yacht zu klamüsern. Yacht – na ja, Schaluppe wäre wohl treffender.

Das Ganze hatte sich eher zufällig entwickelt. Jemand hatte ihn gefragt: Sachma, du kannst doch auch ... Magst du nicht mal bei mir gucken? ... Weil, ich finde einfach keinen Handwerker für so 'ne kleine Sache ... Für dich is' das doch Kinnerkram.

So fing es an, und es sprach sich schnell herum, dass Benno Folkerts aus Büsum kleine und kleinste Aufträge – Kinnerkram eben – schnell erledigte.

Schnell und zuverlässig.

Schnell und zuverlässig – und preiswert.

Ruf mal den Benno an, der erledigt das.

Irgendwann hatte er sich einen alten Kombi geleistet und einen Werbespruch drauflackiert: „Ihr Erlediger! Sie sagen, was Sie wollen – ich erledige das.“ Dazu sein Name – Vorname reichte – plus Heimatort sowie seine

Funknummer. Benno aus Büsum. Benno, der Erlediger.

Und dann rief eines Tages diese alte Dame an.

„Moin, hier Benno, der Erlediger!“

„Ja ... Moin.“ Schüchtern, zurückhaltend, vorsichtig.

„Moin.“

„Ich habe Ihr Auto gesehen.“

„Ja?“

„Ich hätte da was, was jemand für mich erledigen müsste.“

„Mach ich.“

„Ich hab da so ein Sofa.“

„Aha.“

„Ja, das ist verschmutzt.“

„Soll ich es reinigen?“

„Nein ... nein ... das ... also ... ich möchte es eigentlich lieber ganz loswerden.“

„Soll ich es ... entsorgen?“

„Ja, das wäre schön.“

„Kein Problem.“

„Wann könnten Sie denn?“

„Wo wohnen Sie denn?“

„In Koldenbüttel ... Bei Friedrichstadt.“

Benno schaute auf seine Armbanduhr. In gut zwei Stunden sollte er bei einer Kundin in Rendsburg sein, um deren Heckleiste zu verschneiden. Vorher könnte er locker das Sofa abholen und zum Wertstoffhof bringen.

„Tja, wenn Sie wollen, kann ich gleich vorbeikommen.“

„Jetzt gleich?“

„Ja, oder passt es nicht?“

„Doch, das wäre sehr schön.“ Die Frau machte eine Pause. „Und was würde das kosten?“

Benno schnaubte. „Och, Sofa wegbringen, das geht ja schnell. 30

Euro?“

„Ach, das ist ja wirklich günstig. Also, wenn das klappen könnte ...“

Benno ließ sich die Adresse nennen und fuhr los. Eine halbe Stunde später stand er vor einem Fischerhäuschen, das reichlich Patina angesetzt hatte, aber gerade deswegen das perfekte Postkartenmotiv war.

Eine sehr kleine, sehr freundlich dreinblickende Frau um die siebzig öffnete die Tür.

„Das ist ja schön, dass Sie es so schnell einrichten konnten.“

„Unmögliches erledige ich sofort, Wunder dauern büschen länger“, sagte Benno. Seine nicht eben originelle Standardbegrüßung bei Neukunden.

„Ja, dann kommen Sie mal rein.“

„Wo steht denn das gute Stück“, fragte Benno.

„Im Wohnzimmer, ich gehe mal vor.“

Benno folgte der Frau. An der Wohnzimmertür blieb sie stehen. „Meinen Sie denn, Sie können das Sofa einfach so abgeben?“

„Warum denn nicht?“

„Na ja, es ist schon sehr verschmutzt.“

„Das ist denen auf der Müllkippe egal, glauben Sie mir.“

Die Frau murmelte etwas Unverständliches und betrat das Wohnzimmer.

Benno folgte ihr, blickte sich kurz um – und blieb mit offenem Mund stehen.

„Da steht das ... gute Stück“, sagte die Frau.

Benno starrte die Frau an, dann das Sofa, dann wieder die Frau.

Endlich fand er die Sprache wieder. Zumindest fand er ein Wort:

„Aber ...“

„Ich sagte ja: Es ist wirklich sehr verschmutzt.“

„Sagen Sie bitte, dass das Kirschsafte ist“, hauchte Benno.

„Ich fürchte, nein.“

„Ist das ... Blut?“

„Ich fürchte, ja.“

„Aber ... das Sofa ... ich meine ... Ist das alles Blut?“

Die Frau wrang ihre Hände.

Langsam trat Benno auf das Sofa zu. „Wo kommt das denn her?“ Er wirbelte herum und starrte die Frau an. „Das Ding kann ich doch nicht einfach beim Wertstoffhof abgeben.“

Die Unterlippe der Frau begann zu zittern.

„Von wem ist denn das Blut?“

„Von ... meinem ... Mann.“

„Von ihrem Mann?!? Was ist denn mit ihm passiert? Wo ist ihr Mann?“

Ist er im Krankenhaus?“

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Wo ist er denn?“

Die Frau deutete mit einem Finger vage in eine Richtung.

Benno folgte der Richtung – und erstarrte erneut. Erst jetzt erblickte er das Bein.

Um Himmels Willen! Da lag jemand!

Er machte zwei schnelle Schritte und beugte sich vor.

„Heilige Scheiße!“, rief er.

Die Unterlippe der alten Frau zitterte immer stärker.

„Wir müssen einen Krankenwagen rufen! Wir müssen die Polizei holen!“

„Aber dann werde ich doch bestimmt verhaftet“, sagte die Frau mit brechender Stimme.

„Verhaftet?! Wieso ...“ Benno macht einen Schritt auf den Körper zu, der da am Boden lag. Er blieb aber sofort wieder stehen. „Ist er tot?“

hauchte er.

„Ich fürchte, ja.“

„Aber wie ... Was ... Warum?“

Die Frau zeigte auf einen Tisch in der anderen Ecke des Raums. Benno entdeckte eine blutverschmierte Bratpfanne, die dort lag. Er schloss die Augen.

Ein Schluchzen holte ihn aus seiner Trance. Die Frau weinte. „Es war schrecklich. Einfach schrecklich. All die Jahre. Ich konnte nicht mehr, verstehen Sie? Und dann war er eingeschlafen. Auf dem Sofa.“

Benno starrte auf die Leiche.

„Bitte helfen Sie mir. Sie sind doch ... der Erlediger.“

Benno schüttelte den Kopf: „Ich kann das nicht tun.“

„Ist es wegen der Bezahlung? Ich zahle Ihnen auch gerne mehr.“

Benno hob die Hände in die Höhe. „Nein!“, rief er. „Es ist nicht wegen der Bezahlung! Es ist, weil da ein toter Mensch liegt. Und es ist verboten, tote Menschen ... wegzuschaffen. So wie es auch verboten ist, Menschen umzubringen. Man kommt dann ins Gefängnis, wissen Sie!?“

Die Frau begann zu schluchzen. „Meinen Sie, ich muss wirklich ins Gefängnis? ... Sie können sich nicht vorstellen, was mein Mann ... also, was er getan hat. Er war Kapitän, wissen Sie? Er hat ja sein ganzes Leben kommandiert ... also ... vermutlich konnte er nicht anders ... aber ...“

Benno ließ sich in einen Sessel plumpsen. „Scheiße“, murmelte er. „Das gibt's doch nicht.“ Dann war Stille, abgesehen vom leisen Schluchzen der Frau. Benno glotzte eine Weile auf das Sofa, dann sagte er: „Haben Sie mal 'nen Küstennebel oder so was?“

Benno Folkerts brauchte eine Weile, um sich von dem Schock zu erholen. Er rang lange mit sich. Hatte er das Richtige getan? Was die ..., nun ja, frischgebackene Kapitänswitwe ihm später über ihr Schicksal erzählt hatte, war schlimm, keine Frage. Hätte sie für Ihre Tat ins Gefängnis gehen sollen? Wäre das gerecht gewesen? Benno wusste es nicht. Obwohl – das stimmte nicht ganz. Sein Herz wusste es. Sein Herz sagte: Es wäre nicht

gerecht gewesen.

Manchmal wachte Benno nachts aus unruhigen Träumen auf. Dann hatte er sich wieder auf seiner Schaluppe befunden, mitten in der Nacht, um einen großen Plastiksack in die Nordsee zu werfen. Und dann hatte sich der Sack plötzlich bewegt. Manchmal stieß eine Hand aus dem Plastiksack und packte Bennos Kehle. In anderen Träumen befreite sich ein fremder Mann aus dem Sack und rief um Hilfe. In wieder anderen Träumen lag Benno selbst in solch einem Sack, wurde ins Wasser geworfen und hielt die Luft an, bis es nicht mehr ging, bis er einatmen musste, aber nicht einatmen konnte, weil da nur Wasser war ...

All das geschah nur in seinen Träumen. Tatsächlich war der Sack in jener Nacht mit leisem Gurgeln im schwarzen Wasser verschwunden.

Benno arbeitete weiter und machte die Menschen froh, indem er Dinge erledigte.

Als er etwa zwei Monate später wieder mal einen Anruf entgegen nahm, meldete sich am anderen Ende der Leitung eine brüchige Frauenstimme: „Moin ... Sie sind mir empfohlen worden.“

„Das ist schön.“ So funktionierte es. Mund-zu-Mund-Propaganda. Wirkungsvoller als ein Werbespot in der Halbzeitpause der Fußballweltmeisterschaft.

„Ja, von der Frau Papendick.“

Benno schoss das Blut in den Kopf. Die Kapitänswitwe.

„Sie hätten das so schön erledigt bei ihr, hat sie gesagt.“

Benno schluckte.

„Damals.“

Das Blut rauschte in seinem Kopf.

„Hallo?“

„Ja“, schnaufte Benno. „Hallo.“

„Ja, ich habe ein ähnliches Problem.“

„So?“

„Meinen Sie, Sie könnten mal bei mir vorbeikommen und sich das

anschauen?“

Es sprach sich herum, dass Benno Folkerts seine ... Angebotspalette erweitert hatte.

Er konnte sich nicht wehren. Die Anruferinnen taten ihm zu sehr leid. Was sollte er tun? Die Männer waren doch schon tot? Was half es, wenn eine alte Dame ihre letzten Tage im Gefängnis verbrachte, um den Mord an einem Kerl zu büßen, den niemand vermisste?

Also kurvte Benno zwischen Husum, Flensburg und Fehmarn hin und her, hievte schwere Säcke erst in seinen Kombi und danach auf seine Schaluppe.

Wenn nichts zu tun war, dann fuhr er an den Deich und guckte aufs Wasser. Auf dem Deich, da ging ihm das Herz auf.

Er träumte nicht mehr von nächtlichen Bootsfahrten.

Ein neues Jahr begann, und im Sommer machte Benno sein erstes Dutzend voll.

Dann kam der Herbst. Und der Anruf von Inge Jensen. Der Anruf, der noch einmal alles änderte.

Sie machten einen Termin aus. Auf dem Weg in das kleine Warftendorf in der Nähe von St. Peter-Ording verfuhr sich Benno zwei Mal.

Inge Jensen empfing ihn an der Haustür.

Benno stapfte hinter ihr her.

„Im Schlafzimmer“, flüsterte sie.

Hoffentlich ist nicht wieder alles voller Blut, dachte Benno.

Die alte Dame öffnete vorsichtig die Schlafzimmertür, Benno lugte hinein – und atmete erleichtert auf. Herr Jensen lag einfach nur im Bett, er sah aus als schlafe er. Na bitte, dachte Benno, Gift ist eben doch die bessere Alternative.

Er trat an den Gatten heran und stutzte. Ein Grunzen ertönte aus der Tiefe des massigen Körpers.

Benno blickte entsetzt zu Inge Jensen, die in der Tür stand.

Ein erneutes Grunzen, dann, nach kurzer Pause, wurde ein gleichmä-

ßiges Schnarchen draus.

Benno hastete aus dem Schlafzimmer und schloss vorsichtig die Tür.

Er zog Frau Jensen den Flur entlang.

„Ihr Mann lebt ja noch“, zischte er.

„Ja, natürlich lebt er noch“, sagte Inge Jensen.

Aber ... ich dachte ... ich dachte, Sie hätten ... er wäre ...“ Benno stockte.

Inge Jensen starrte ihn mit großen Augen an. „Ja, aber ich kann doch nicht ...“

Benno schaute zur Schlafzimmertür. „Ja, aber ich kann doch auch nicht!“

„Aber die Frau Papendick hatte gesagt, Sie hätten das so schön gemacht. Bei ihr. Damals.“

„Ja, aber der Herr Papendick, der war doch schon tot.“

„Aber ich kann meinen Mann doch nicht umbringen.“

Benno Folkerts setzte seinen Gefühlsüberschwang in Bewegung um; er stapfte ins Wohnzimmer und schnappte nach Luft.

„Es ist aber ganz furchtbar mit meinem Mann. Glauben Sie mir. Diese schrecklichen Filme, die er immer anschaut.“

Geräusche ertönten. Benno lauschte. War das ein Stöhnen?

Inge Jensen blickte zu Boden. „Er ist aufgewacht. Jetzt schaut er wieder Fernsehen.“

Benno starrte Inge Jensen an, deren Blick auf den Boden geheftet war. Im nächsten Moment ertönte eine tiefe Stimme: „Inge!“ Und nach zwei Sekunden erneut, nur lauter: „Inge!“

Inge Jensen ging zur Tür und öffnete sie. Das Stöhnen war nun nicht mehr zu überhören. Benno schaute Inge über die Schulter. Herr Jensen lag immer noch im Bett.

„Ja?“, fragte Inge zaghaft in den Raum hinein.

„Hunger“, sagte der Mann nur. Dann erst erblickte er Benno. „Wer bist du denn?“, knurrte er.

„Ich, äh ...“, begann Benno, doch das andauernde Stöhnen irritierte

ihn zu sehr. Er sah auf den Flachbildfernseher, der an der Wand hing. Mehrere nackte Körper waren ineinander verkeilt. Benno erkannte die Quelle der Stöhngeräusche. Inges Gatte kam offenbar nicht auf die Idee, das Gerät auszuschalten. Oder wenigstens den Ton leiser zu drehen. Im Gegenteil. „Willste mitgucken, oder was?“, fragte der Alte und lachte los. Er beruhigte sich wieder und rief: „Inge! Hunger!“ Die Hand des Mannes verschwand unter der Bettdecke und gleich danach hob und senkte sich der Stoff mit hoher Frequenz.

Inge verschwand aus dem Zimmer, und Benno folgte ihr. Er sah zu, wie sie in der Küche stumm zwei Plastikdosen aus dem Kühlschrank holte, den Inhalt in Töpfe füllte und diese auf den Herd stellte. Sie vermied es, ihn anzusehen.

Benno schaute sich hilflos um. In was für eine Situation war er denn da geraten? Waren hier irgendwo versteckte Kameras?

„Ja, also ..., ähm, ich gehe dann jetzt besser“, murmelte er.

Inge schniefte.

„Was soll ich denn tun?“, zischte Benno.

Inge rührte in den Töpfen.

„Ich meine ... Ich kann doch nicht ...“

Benno erschrak, als er eine Stimme hinter sich hörte.

„Wie lange dauert das denn?“

Der Alte stand in der Küchentür, fleckiges Unterhemd, ebenso fleckige, ausgeleierte Jogginghose. „Und du? Du bist ja immer noch hier. Was willst du?“

„Der Herr ist wegen des Abflusses hier.“ Inge, fast flüsternd.

„Was'n für'n Abfluss? Wieso bestellst du einen teuren Handwerker für den Scheißabfluss? Da schütte ich 'ne Flasche Rohrfrei rein und fertig.“ Er starrte seine Frau angriffslustig an. „Apropos: Meins ist jetzt auch wieder frei.“ Er lachte los, laut und dreckig. Dann wandte er sich Benno zu: „Und du machst jetzt 'nen Abgang.“

Benno nickte langsam. An der Zimmertür drehte er sich noch einmal

zu Inge, aber sie starrte auf die Töpfe. Im Flur hörte er erneut die Stimme des Gatten. „Was sollte denn das mit dem Handwerker?“ Das Geräusch von fließendem Wasser. Dann wieder die Stimme des Alten: „Verstopft! Wo ist denn da was verstopft? Läuft doch tadellos?“

Benno hatte die Wohnungstür erreicht als er ein Klatschen hörte.

Erneut der Alte: „Und was ist das für ein Fraß in den Töpfen? He?“

Benno legte die Hand auf die Türklinke.

Ein weiteres Klatschen.

Benno atmete tief ein und aus. „Sorry“, murmelte er, und öffnete die Wohnungstür.

Willi Jensen stand vor seiner Frau und schlug zum dritten Mal zu. Mit der flachen Hand. Wieder auf die Wange. Inge Jensen wimmerte. Einer der Töpfe war vom Herd gefallen, die Kartoffeln über den Boden verteilt.

„Und jetzt räum den Mist weg und mach mir was vernünftiges“, knurrte Jensen, drehte sich um und verließ fluchend die Küche.

„Blöde K...“, das waren seine letzten eineindrittel Worte, dann knallte ihm ein metallener Regenschirmständer mit voller Wucht gegen die Nase.

Jensen stöhnte und wankte zurück in die Küche. Benno folgte ihm, holte aus und rammte dem Alten den Schirmständer mit der Unterseite gegen das Kinn. Jensen stolperte weiter zurück, dann stöhnte er auf, ruderte seltsam mit den Händen, starrte Benno einige Sekunden stumm an, sackte nach vorn und knallte auf den Boden. Ein langes Messer steckte in seinem Rücken.

Inge Jensen stand da, die Hände vor den Mund gepresst. Benno schnaufte.

Er beugte sich zu dem Toten herab, zog das Messer aus dem Rücken und betrachtete es.

„Oha, das ist so eines dieser japanischen Messer“, murmelte er zer-

streut.

Inge Jensen nickte.

„Die sollen unheimlich scharf sein, nicht wahr?“

Die Frau nickte erneut.

Benno schüttelte den Kopf. „Na ja, sieht man ja.“ Er gab sich einen Ruck und reichte Inge Jensen das Messer.

Was er nicht registrierte war: Panik. Im Gegenteil. Er empfand auf einmal fast so etwas wie ... Ruhe? Er war Benno, der Erlediger. Er erledigte Sachen. Und jetzt erledigte er diese Sache hier. Alles was jetzt kam, hatte er schon mehrmals erledigt. Er würde es wieder erledigen. Vielleicht würde er danach eine Weile seltsame Träume haben, aber auch das würde sich geben. Er war Benno, der Erlediger.

„So“, sagte Benno. „Tja ..., dann müssen wir jetzt mal sehen, wie wir ...“

Er registrierte, dass irgendwo ein Telefon klingelte.

Inge Jensen legte das Messer auf den Küchentisch und wankte aus dem Raum. Benno folgte ihr langsam und hörte, wie sie mit leicht zitternder Stimme das Gespräch annahm.

„Jensen?“

Benno betrat das Wohnzimmer.

„Ach, guten Morgen“, hörte er Frau Jensen sagen und ihre Stimme klang schon nicht mehr ganz so betrübt. Benno meinte sogar, eine gewisse Erleichterung zu hören.

„Ja ... ja ...“, sagte Frau Jensen. „Ja, er ist gerade da ... Ja, ein sehr netter Mann.“

Sie lauschte.

„Danke für den Tipp, Frau Papendick.“

„Grüße, bitte“, flüsterte Benno.

„Ich soll Sie auch grüßen, Frau Papendick“, sagte Inge Jensen, lauschte und sagte dann: „Die Frau Dirksen würde gerne einen Termin mit dem Herrn Erlediger machen? ... Ja, die hat es auch nicht leicht, die Frau Dirk-

sen ...“

Benno lauschte.

„Die Frau Borcherts?“, fragte Inge Jensen. „Frau Hinrichs auch? ... Aha, ja die kenne ich ... Herr Hansen sucht auch? ... So, so ... Nicht Frau Hansen? ... Nein, Herr Hansen ... Mmhmh ... Ja, das stimmt, die Frau Hansen mag ich auch nicht ...“

Benno lauschte nun mit offenem Mund.

„Ja, ich kann ihn natürlich gerne fragen. Wir sind hier aber noch ... beschäftigt.“

Benno hob das Messer auf und betrachtete es.

Inge Jensen lachte und sah Benno Folkerts fast schon liebevoll an. „Ja, er sieht ein bisschen erledigt aus ... Der Erlediger ist ... haha, ja ... erledigt!“

Benno legte das Messer in die Spüle, sah Frau Jensen an und schüttelte matt den Kopf, aber die machte einen beruhigenden Gesichtsausdruck und eine entsprechende Geste. „Ja, wir schaffen das. Wir machen das schön der Reihe nach ... Ja, wir erledigen das jetzt erst mal hier und dann ruht sich der Herr Folkerts ein bisschen aus ... Ja, wir melden uns.“

Sie beendete den Anruf. Benno wollte etwas sagen, aber Inge Jensen ließ ihn nicht zu Wort kommen. Sie legte die Hände vor ihrem Bauch auf eine Weise aneinander, die Benno Folkerts irgendwo schon mal gesehen hatte. Dann lächelte sie und sagte: „Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Folkerts. Sie sind ein starker Mann. Das Motiv, mit dem Sie an diese Dinge herangehen, muss sein: Ich habe so vieles geschafft. Ich schaffe das.“

Inken und das Haus am Deich

Hexenzauber - komischer Name. Von außen wirkte die Kneipe einladend. Ich atmete durch und legte die Hand auf die Klinke. Dann gab ich mir selbst einen Schubs und öffnete die Tür. Lautes Quietschen ließ das Gemurmel in der Gaststube verstummen. Na prima. Ganz vorsichtig wollte ich mich der einheimischen Bevölkerung nähern und nun stand ich gewissermaßen auf einer Bühne und die Zuschauer warteten auf meinen Auftritt. Schlagartig wurde mir klar, dass die schlecht geölte Tür Absicht sein musste. Auf diese Weise entging den Nordlichtern kein Eindringling in ihr Reich. Ja Eindringling. Genauso fühlte ich mich. Es war wohl doch keine gute Idee gewesen, dem Rat meiner Nachbarin zu folgen und hier auf ein Abendessen zu hoffen. Unschlüssig schaute ich in die Runde.

„Zu defensiv“, sagte ich mir und hob das Kinn.

Immerhin war ich die neue Geschichtslehrerin der ansässigen Schule. Die Ferien hatten eben begonnen und mir blieben noch fünf Wochen Zeit, um mein neu erworbenes Häuschen zu renovieren und mich mit den Leuten im Ort wenigstens einigermaßen bekannt zu machen. Als mir meine Nachbarin Dörte erzählte, dass am Freitagabend die Kneipe gut besucht sei, hielt ich es für eine perfekte Idee, hier aufzutauchen. Ich musste etwas tun, um nicht zu blöd zu wirken.

„Guten Abend“, sagte ich und setzte ein gewinnendes Lächeln auf.

„Moin“, kam die Antwort vom Tresen. Autsch!

Der Wirt zapfte Bier und schaute mich mit gleichmütiger Miene durch Zigarettennebel an. Von Rauchverbot hatte man hier offensichtlich noch

nichts gehört.

Ich machte einen Schritt auf den Mann zu und fragte:

„Kann ich hier Abendessen bekommen?“

„Sicher, wenn Sie einen Platz finden.“

Immer noch wurde ich gemustert und fühlte mich wie festgeklebt. So schwer hatte ich mir meinen Einstand nicht vorgestellt. Es gab keinen freien Tisch. Ich konnte doch nicht einfach gehen.

Vom Stammtisch nahte Hilfe in der Person einer schlanken blonden Frau, die dort mit zwei Männern saß. Ein Platz war noch frei. Sie stand auf und kam auf mich zu.

„Setzen Sie sich doch zu uns“, forderte sie mich auf und ich schenkte ihr einen dankbaren Blick.

Vom Platz an der Wand konnte ich die Gaststube gut überblicken. Inzwischen unterhielten sich die Gäste wieder und ich sah nur ab und zu einen verstohlenen Blick zu mir. Über dem Tisch hing ein überdimensionales Buddelschiff und eine Galerie präparierter Fischköpfe schmückte die Wand. Allerlei maritime Geräte vervollständigten die Dekoration.

Noch ehe ich ein Wasser bestellen kann, stand eine Flasche Bier mit Bügelverschluss vor mir. Da meine Tischgenossen aus der Flasche tranken, verkniff ich mir die Frage nach einem Glas. Die imposante Erscheinung des Wirtes machte mir die Entscheidung leicht.

Ich prostete in die Runde und zermartete mir dabei das Hirn, was ich sagen sollte.

„Sind Sie im Urlaub hier?“, kam die Frage von meiner Retterin.

„Nein, ich wohne seit einer Woche in der Kate mit dem verwilderten Garten gleich hinter dem Deich am Ortseingang.“

Die beiden Männer schauten sich an und hoben die Brauen. Ich erzählte weiter von meiner neuen Arbeitsstelle und wie ich das Häuschen bei einem ersten Rundgang nach dem Vorstellungsgespräch in der Schule entdeckt hatte. Das Schild mit den Worten „zu verkaufen“ an der schief hängenden Gartentür hatten eine magische Anziehung auf mich gehabt.

Fast glaubte ich ein leises Rufen zu hören.

„Kauf mich!“

Das tat ich zwei Wochen später. Der Vorbesitzer selbst hatte mir die Schlüssel übergeben und mich dabei lange angesehen. Jetzt erinnerte ich mich an die Gänsehaut, die mir sein Blick bereitet hatte, obwohl es ein warmer Frühsommertag gewesen war. Zur Sicherheit hatte ich vor meinem Einzug die Schlösser ausgetauscht. Sehr solide wirkte die Eingangstür allerdings nicht. Aber man sollte ja nicht immer gleich das Schlimmste befürchten.

Meine neuen Bekannten, übrigens der Bürgermeister, der Pfarrer und die Apothekerin des Ortes, waren meiner Geschichte aufmerksam gefolgt. Inzwischen stand das zweite Bier und ein Teller mit Bratkartoffeln, gegrillter Scholle und Nordseekrabben vor mir. Ein Salatblatt und eine geviertelte Tomate rundeten das Gericht ab. Der Zigarettenrauch störte mich nicht mehr und ein wohliges Gefühl breitete sich in mir aus. Irgendwie wirkten die Leute jetzt freundlicher.

Nachdem ich den Teller geleert und einen Aquavit zur Verdauung hinuntergestürzt hatte, fühlte ich mich einigermaßen angekommen.

Zufrieden lehnte ich mich zurück und schaute zum Tresen. Schlagartig bekam ich Gänsehaut. Dort stand der Vorbesitzer meines Hauses und starrte mich an. Ich hielt ihm stand, aber es fiel mir schwer. Der Wirt erlöste mich mit einer neuen Runde Bier. Als ich wieder aufblickte, hatte sich der Typ in Luft aufgelöst.

„Habt Ihr den Mann am Tresen gesehen? Wir waren inzwischen zum Du übergegangen.“

Manfred, der Bürgermeister, schüttelte den Kopf.

„Da war niemand.“

„Doch, der Mann hat mir das Häuschen verkauft.“

Manfred und Andreas sahen sich vielsagend an und ich wurde unruhig.

„Raus mit der Sprache. Was stimmt nicht mit dem Mann und dem

Haus?“

Manfred räusperte sich:

„Irgendwann erfährst Du es ja doch.“

Andreas nickt und Jana, die Apothekerin legte mir ihre Hand auf den Unterarm. Diese beschwichtigende Geste beunruhigte mich noch mehr.

Manfred begann zu erzählen:

„Auf dem Haus liegt ein Hexenzauber.“

Ich starrte ihn an.

„Hexenzauber? So wie der Name der Kneipe?“

Er nickte und fuhr fort.

„Dir ist sicher aufgefallen, dass es ein altes Haus ist.“

Tatsächlich musste ich noch viel reparieren, aber ich liebte solche Arbeiten und hatte schon ein Zimmer im Obergeschoss renoviert und das Bad geputzt.

„Vor langer Zeit, es gibt niemanden mehr, der damals lebte, zog ein jung verheiratetes Paar in der Nacht seiner Trauung in das Haus. Die Mutter des jungen Mannes war mit der Wahl ihres Sohnes nicht einverstanden. Man munkelte, dass die junge Frau von den Unterirdischen kam. Niemand wusste, wo sie vorher gelebt hatte. Es gab also ein Geheimnis um das Mädchen. Eines Tages zur Sommersonnenwende war sie da und blieb. Sie wich dem jungen Claas fortan nicht von der Seite.“

Ich nahm einen großen Schluck vom Bier und schaute in die Runde.

„Wer sind die Unterirdischen?“, fragte ich.

„Das ist ein geheimes Volk, das in Höhlen und unterirdischen Gängen lebt. Wenn man sie in Ruhe lässt, dann gibt es keine Probleme. Sie kommen meist nachts durch kleine Erdlöcher an die Oberfläche.“

Manfred senkte bei seinem Bericht die Stimme und Andreas hatte doch tatsächlich die Hände gefaltet und murmelte etwas. Wahrscheinlich betete er.

Ich runzelte die Stirn und fragte:

„Aber das Mädchen sah doch offensichtlich normal aus. Nach Manfreds Beschreibung sind die Unterirdischen sehr klein, mal vorausge-

setzt mal glaubt an sie.“

Manfred legte den Zeigefinger auf den Mund.

„Du solltest sie ernst nehmen. Ich bin sicher, dass sie auch ihre Größe verändern können. Es ist sogar möglich, dass sie Schmutz in Gold verwandeln, wenn Du ihnen einen Dienst erwiesen hast. Aber das ist eine andere Geschichte.“

Der Wirt kam zu uns und fragte:

„Noch eins?“

Er meinte offensichtlich das Bier. Wir sahen uns an und nickten. Dann fragte ich ihn:

„Kennen Sie den blonden Mann, der vor ein paar Minuten bei Ihnen stand?“

Die Antwort verursachte mir erneut Gänsehaut.

„Da war niemand. Ich habe Gläser gespült.“

Er ging und holte vier neue Flaschen. Sollte ich mich geirrt haben?

„Wisst Ihr noch mehr über mein Haus? Was bedeutet Hexenzauber? Wie kam es dazu?“

Manfred erzählte weiter:

„Wie gesagt, das Mädchen war in der Familie von Claas nicht willkommen. Schon wegen der fehlenden Mitgift. Die Schwiegermutter richtete das Lager für die Hochzeitsnacht ihres Sohnes und achtete darauf, ein Betttuch mit einem nahezu unsichtbaren Flecken zu verwenden.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Was ist so schlimm daran? Früher war es sicher üblich, auch gebrauchtes Bettzeug weiterzugeben.“

Manfred räusperte sich:

„Das schon, aber ein geflecktes Betttuch in der Hochzeitsnacht bringt Unglück. Wenn die Hexen der jungen Frau nicht gut gesonnen sind, dann stopfen sie Unfrieden in den Flecken. So war es auch hier. Die Schwiegermutter hoffte, dass die Hexen der Unterirdischen übel nahmen, dass sie ihr Volk für einen Menschen verlassen hatte. Ihr Plan ging auf. Kaum hatte sich das junge Paar zur Hochzeitsnacht gebettet, so geriet es

in Streit. Claas schüttelte seine Frau, um sie zur Besinnung zu bringen. Dabei entglitt sie ihm, stürzte und brach sich das Genick.“

Ich wusste nicht, ob ich die Geschichte als eine Art Seemannsgarn ansehen sollte oder ob mir gruselte.

Andreas hatte die ganze Zeit kein Wort gesagt. Jetzt murmelte er:

„Wisst Ihr, was seltsam ist?“

Wir schauten ihn gespannt an.

„Die junge Frau hieß Inken, genau wie unsere neue Freundin hier.“

Wenn ich nicht gegessen hätte, wären mir wahrscheinlich die Beine weggeknickt.

Manfred erzählte weiter:

„Claas weinte die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag. Dann beschloss er, sich bei der Gerichtsbarkeit zu melden. Auch wenn es eher ein Unfall war, so fühlte er sich doch schuldig. Er bettete Inken in das Ehebett, umgab sie mit Blumen und verließ das Haus. Als er mit dem Pfarrer, dem Bestatter und dem Vertreter der Gerichtsbarkeit am Abend zurückkam, war Inken weg. Die Begleiter von Claas glaubten ihm die Geschichte nicht und man erzählte sich im Ort, dass ihm die Frau in der Hochzeitsnacht davongelaufen sei. Claas wurde zum Gespött der Leute. Als er die Hämme und seine Schuld nicht mehr ertragen konnte, machte er seinem Leben ein Ende.“

„Wie?“, rief ich ein wenig zu laut, so dass die Leute vom Nachbartisch zu uns hinüberschauten.

„Er hat sich in der Stube am Deckenbalken erhängt.“

Mir fehlten die Worte.

Andreas fuhr fort:

„Da er sich selbst gerichtet hatte, wurde er nicht auf dem Friedhof bestattet, sondern außerhalb an der Friedhofsmauer. Man erzählt sich, dass seine Seele noch keine Ruhe gefunden hat. Wenn Sturmflut ist, dann hört man ihn weinen und nach Inken rufen. Man sagt, er sucht einen Weg zu den Unterirdischen, um zu ihr zu kommen. Die haben ihm seine Tat aber noch nicht verziehen und verwehren ihm den Zutritt zu ihrem

Reich.“

„Kann man ihm helfen?“, hörte ich mich fragen und schüttelte gedanklich den Kopf. Das war die verrückteste Geschichte, die ich seit Jahren gehört hatte und ich benahm mich, als ob sie wahr sein könnte.

Manfred sah mich nachdenklich an.

„Vielleicht ist es ja kein Zufall, dass eine Frau mit dem gleichen Namen in das Haus gezogen ist. Was willst Du jetzt tun?“

Ich schaute auf die Uhr.

„Mein Bier austrinken und nach Hause gehen, was sonst? Das Haus war ein Schnäppchen. Das gebe ich nicht so einfach auf. Ich habe schon immer von so einem verwilderten Garten geträumt. Der Apfelbaum vorm Haus ist bestimmt uralte. Ich freue mich schon, in seinem Schatten Kaffee zu trinken und zu lesen.“

Andreas sagte:

„Das ist vielleicht eine gute Idee, den Garten nicht zu verändern. Die Vorbesitzer hatten beim Versuch der Umgestaltung die unterschiedlichsten Unfälle. Ich will Dir keine Angst machen, aber es führte letztendlich immer dazu, dass sie das Haus wieder aufgaben. Irgendwie liegt ein Fluch auf dem Anwesen und deshalb stand es jetzt lange leer.“

Am Morgen erwachte ich mit einem Brummschädel. Kein Wunder. Nur gut, dass Ferien waren. Ob meine neuen Bekannten auch einen Kater hatten? Es war jedenfalls nach so vielen unglaublichen Geschichten sehr nett, dass die beiden Männer mich nach Hause gebracht hatten. Ich blinzelte. Die Schatten der Apfelbaumzweige tanzten auf meiner Bettdecke. Die Sonne stand schon hoch und beschien die Holzdielen. Mein Blick fiel auf ein Astloch in einem der Bretter. War das gestern schon da? Ich stand auf und stöhnte. Aspirin und Kaffee würden mich retten. Zum Glück war mein Magen ziemlich unempfindlich. Neugierig bückte ich mich und puhlte mit dem Finger im Astloch. Das Brett ließ sich anheben. Was wohl darunter verborgen sein mochte? Vielleicht ein Geheimnis? Ich hob das Brett heraus und hielt den Atem an. Staub und alter Stoff waren zu sehen. Ich fasse mir ein Herz. Energisch zog ich an einem Zipfel und

brachte ein großes Leinentuch zum Vorschein. Schlagartig wurde mir klar, was ich da in den Händen hielt. Es musste das Betttuch von Claas und Inken sein. Wie es unter das Dielenbrett kam, war ein Rätsel. Ich schaute in den entstandenen Hohlraum und sah einen geflochtenen Ring mit Bändern und ein paar vertrockneten Ästchen. Das konnten die Reste von Blumen sein. Ob das der Brautkranz von Inken war?

Ich brauchte einen Schnaps. Die Uhr zeigte kurz vor elf. Egal. Ich ging nach unten und kramte im Küchenschrank. Irgendwo hatte ich doch eine kleine Flasche mit Kräuterlikör gesehen. Der war hoffentlich noch genießbar.

Als ich ihn fand, schenkte ich mir nach dem ersten Glas gleich nochmal nach und ließ nebenbei die Kaffemaschine laufen. Die Küche war noch eine einzige Baustelle. Aber auch das würde ich schaffen. Zunächst brauchte ich eine Lösung für das Betttuch und den Kranz. Ob ich Andreas fragen sollte? Als Pfarrer war er doch für das Überirdische zuständig. Naja, hier vielleicht doch nicht. Hexen und Unterirdische lagen sicher nicht in seine Zuständigkeit. Fakt war, dass dieses Tuch möglicherweise der Grund für das ganze Unglück in diesem Haus darstellte. Zumindest wenn man an die Geschichte glaubte.

Ich beschloss, das Laken zu verbrennen. Im Schuppen war mir ein Grill aufgefallen. Den hievte ich jetzt nach draußen und stellte ihn an eine gut belüftete Stelle. Holzkohle war noch aufgefüllt, als ob jemand gleich grillen wollte. Ich stopfte Papier und dürre Zweige dazu und zündete das Ganze an. Es klappte tatsächlich und bald glühte die Kohle. Das Laken und den Kranz hatte ich schon geholt. Ich überlegte. Das Betttuch war sicher die Ursache des Übels. Es war tatsächlich an einer Stelle am Saum geflickt. Also ins Feuer damit. Bei dem Kranz zögerte ich. Er war doch das Symbol der Unschuld und wenn ich die Geschichte richtig verstanden hatte, dann war die Hochzeitsnacht nicht vollzogen worden. Vielleicht wollte Inken den Kranz ja gern zurück! Ich musste spinnen. Irgendetwas taten die hier ins Bier. Trotzdem nahm ich den Kranz und betrachtete ihn genauer. Wahrscheinlich weiße Seide und die Bänder waren mal rosa und

blau gewesen. An der Nahtstelle konnte man das noch sehen. Ich legte den Kranz auf den Gartentisch. Das Laken war fast vollständig verbrannt. Was sollte ich mit der Asche machen? Ich beschloss, sie mit beginnender Ebbe in die Nordsee zu schütten. So würde sie in alle Richtungen verteilt werden und konnte sich nicht mehr zu einem Ganzen zusammenfinden.

Vier Stunden später waren die Überreste des Betttuches auf dem Weg in die Weltmeere und ich schnitt im Garten Blumen. Ich wollte den Brautkranz mit den Blüten versehen. Als ich gerade fertig war, quietschte die Gartenpforte. Ich drehte mich um und mein Herz setzt einen Schlag aus. Der Hausverkäufer!

Er kam zu mir und blickte auf den Kranz. Irrte ich mich oder spielte da ein Lächeln um seine Lippen? Er drehte sich zu mir um und sah mich aus seinen meerblauen Augen an. Ich konnte mich nicht bewegen. Erst jetzt bemerkte ich, dass seine Kleidung nicht unserer Zeit entsprach.

„Das hast Du gut gemacht“, sagte er mit einem Blick auf den geputzten Grill und den ausgespülten Eimer, in dem ich die Asche zum Meer gebracht hatte. Mir war es wichtig gewesen, möglichst kein Stäubchen auf dem Grundstück zu behalten.

Sein Blick ging wieder zum Tisch. Jetzt lächelte er wirklich.

„Sie war so wunderschön und meine Mutter hat dafür gesorgt, dass ich sie umbringe. Sie hat uns beide getötet.“

Eine Träne lief ihm über die rechte Wange. Ich musste träumen.

Das konnte nur Claas sein und er sprach von seiner Braut.

Ich flüsterte:

„Was soll ich tun, damit das alles wirklich ein Ende hat?“

Ich musste verrückt sein. Ich redete mit einem Geist!

„Es ist fast vollbracht. Lege den Kranz auf den Findling dort unter dem Rosenbusch und gestatte mir dass ich hier im Garten sitzen kann. Du musst heute Nacht die Fensterklappen schließen und darfst auf keinen Fall schauen, was draußen geschieht. Dann kannst du in Zukunft hier in Frieden leben.“

Am Abend zog ein Gewitter auf. Der Wind riss an den Fensterläden

und ich hoffte, dass sie dem Sturm standhalten würden. Gegen Mitternacht hörte ich Poltern im Garten, dann Wimmern und dann Musik. Zu gerne hätte ich gewusst, was passierte, aber ich stopfte mir die Finger in die Ohren und wartete ab. Am Morgen war der Spuk vorbei und die Sonne zwängte sich durch einen Spalt im alten Holz der Fensterladen. Ich öffnete sie. Der Garten wirkte unberührt. Der Findling war weg. Erleichtert atmete ich auf und ging zum Briefkasten. Ich nahm den Inhalt heraus. Werbung und ein Brief ohne Briefmarke: Inken stand in einer altertümlichen Schrift auf dem Umschlag. Ich öffnete ihn und las:

Liebe Inken,

wir verdanken Dir, dass wir nach mehr als einem Jahrhundert wieder vereint sind. Du hast den Bann gebrochen. Das Haus und der Garten gehören Dir nun ganz allein. Gestalte nach deinem Willen. Es wäre schön, wenn der Apfelbaum bleiben könnte. Noch einen Rat zum Schluss. Heirate besser keinen Mann mit Namen Claas. Wir wünschen Dir Glück und ein langes Leben.

Inken und Claas.

Als ich am Abend zum vereinbarten Treffen in die Kneipe gehen wollte, konnte ich den Brief nicht mehr finden. Ob ich das doch alles nur geträumt hatte? Im Apfelbaum saßen zwei Tauben. Ich lächelte und winkte ihnen zu. Ich war angekommen.

Kommissar Traudichs Zweifel und das kleine Mädchen

Kommissar Traudich las die Notiz ein zweites Mal, jetzt laut: „Um mit meinen Mitmenschen sinnvoll umzugehen, ihnen gerecht zu werden, sie zu verstehen, muss ich von meiner gedanklichen und emotionalen Welt eine Vorstellung haben.“

Echt Christa, dachte Traudich, da war sie wieder, ihre stille Vorliebe für schwere Gedankenkost. Was mochte sie wohl zum Niederschreiben dieser Zeilen bewogen haben?

Er steckte das Papier in ihre Zettelbox zurück. Oder war es nun seine? Christa wollte sie nicht mitnehmen, als sie ihn verließ. Wollte nichts mitnehmen, was sie mit ihrer gemeinsamen Zeit verbinden würde. Die Box steckte voller abgeschriebener Textpassagen, die sie zum weiteren Nachdenken angeregt hatten. Nun nutzte er die Sammlung für sich. Immer, wenn er sich verloren fühlte, zog er - wie die alte Fischer-Line aus Tönning ihre Tarot-Karten zog - eine der Notizen. Mit dem entscheidenden Unterschied, dass er seine anschließenden Gedanken für sich behielt.

Warum hatte er heute diese Notiz gezogen? Mit seiner gedanklichen Welt kam er ja einigermaßen klar, aber mit seiner emotionalen? Wie sollte das gehen, wenn Christa ihn nicht ließ. Ungewöhnlich wortkarg war sie gewesen, als sie ihre Sachen packte. Wollte nicht noch einmal alles wiederholen.

„So'n Schiet auch, Traudich.“, hatte Anton mit zusammengepressten Lippen gesagt. Damals, als Traudich seinem besten Freund von der Trennung erzählt hatte. Mehr nicht. Und Anton hatte Recht. Es gab zu diesem riesengroßen Scheißhaufen nichts weiter zu sagen.

Energisch stellte Traudich die Zettelbox auf den Tisch zurück. Er wollte nicht alte Wunden aufreißen und atmete mit geschlossenen Augen die

salzhaltige Luft ein. Ging es ihm hier auf Eiderstedt nicht gut? Hier, am Dorfrand hinter seiner kleinen Kate, im Windschatten des Friesenwalls mit den üppigen Heckenrosensträuchern? Mit ihren prallen Hagebutten, die durch die ersten kalten Nächte schon ihr frisches Rot verloren und eine tiefere, gläsern wirkende Färbung angenommen hatten und immer noch für lebhaftige Farbtupfer sorgten?

Aber, und das wusste Traudich nur zu gut, die Hagebutten wiesen schon auf die Jahreszeit hin, in der sich das kräftige Grün der Wiesen langsam in ein fahles Beige-Gelb verwandeln würde. In der die Kühe und Schafe in ihre Ställe geholt würden, und er ihnen nicht länger auf der Weide zusehen konnte, wie sie in bewundernswerter Gelassenheit das Gras aus der Erde rupften. Er liebte diesen trockenen Ton, wenn die Grashalme rissen. Das leise, kurze Schnaufen der Tiere, während sie das saftige Grün mit gleichmäßigen Kaubewegungen gründlich zermalmten. Es war diese spezielle Ruhe, in die sich die Tiere hineinfraßen und Traudich von ihrem stillen Frieden etwas abgaben.

Der einzige Trost, der ihm über die kalte Jahreszeit blieb, waren die grellen Hier-bin-ich!-Schreie der Watvögel mit ihrem Gezänk um Nahrung. Mal konnte er dem Mundraub schmunzelnd zusehen, dann wiederum empörte ihn die wenig zimperliche Art, wie sie bemüht waren, ihren Artgenossen die Meeresfrüchte aus dem Schnabel zu schlagen. Dann erschienen ihm die Vögel wie eine Allegorie auf das Leben. Mit dem entscheidenden Unterschied, dass sie in ihrem direkten Angriff dem Opfer wenigstens die Chance ließen, sich zur Wehr setzen zu können. Während die Täter, mit denen er es zu tun hatte, ihren Opfern diese Chance verwehrten.

Je länger Traudich im Dienst war, desto dünnhäutiger reagierte er auf die Heimtücke der Täter, die Vertrauen missbrauchten, in Leben einbrachen und zerstörten. Doch das Unerträglichste waren die Fälle, wenn das Opfer einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort war. Wie zuletzt die kleine Biee. Diese Schicksale wirbelten jedes Mal wieder die

existenzielle Frage nach dem Sinn des Lebens auf.

Traudich drückte seinen alten Rücken fester gegen die Rückenlehne. Die größeren Findlinge des Walls gaben die vom Tag gespeicherte Wärme an ihn ab. Wie gut sie tat.

Elke war den ganzen Morgen besonders unruhig gewesen, hatte Hennak immer wieder gefragt, ob sie etwas für ihn tun könne. So oft, bis ihrem Mann der Geduldssaden gerissen war und sie angeschrien hatte, besser etwas für sich als für ihn zu tun. „Aber was?“, hatte sie verzweifelt gefragt. „Eigentlich müsste ich jetzt in der Küche stehen und einen Geburtstagskuchen backen!“ Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und war weinend aus dem Zimmer gestürzt.

Hennak hatte sie laufen lassen. Er wollte einfach mal einen Moment ohne dieses ständige Auf- und Abgehen seiner Frau sein. Wollte mal nichts aus der Küche hören, in der sie immer wieder aufräumte, umräumte oder putzte. Doch als er die verzogene Hintertür zum Garten hinaus über das Pflaster schleifen hörte, war er sofort aufgesprungen, um nach ihr zu sehen. Er hatte sie im kleinen Spielhaus gefunden, zusammengekauert, das Gesicht auf die Knie ihrer angewinkelten Beine gepresst. Das war neu. Sonst hatte Elke immer auf der kleinen Bank im großen Rhododendronstrauch, in Beekes Blätterhöhle, Zuflucht gesucht. Jetzt also das Spielhaus.

Elke hatte nicht wieder aus dem Haus herauskommen wollen, starrte ihn wie einen Fremden an. Erst als er versprochen hatte, ihr einen süßen Beeke-Kakao zu kochen, verschwand die Angst aus ihren Augen, und sie ergriff seine ausgestreckte Hand.

Während Elke wenig später den Kakao trank, hatte er ihr nicht nur gut zuredet, sich eine Weile auszuruhen, sondern auch darauf geachtet, dass sie den Becher mit den eingerührten Beruhigungstropfen bis auf den Boden leerte. Danach hatte er die Sofakissen aufgeschüttelt, sie mit einer

Woldecke zugedeckt und alle Fenster geschlossen.

Er war doch über Beekes Tod genauso verzweifelt wie Elke. Doch sie hatte sich in der Trauer um ihre „Seute“ immer tiefer in sich verkrochen. Er fühlte sich verlassen, hatte nicht nur seine Tochter, sondern auch seine Frau verloren. Zum wiederholten Male fragte er sich, ob es für sie beide besser gewesen wäre, wenn Elke von seiner Tat gewusst und er den Totschlag an Beekes Mörder gestanden hätte.

Eine dicke Wolkenwand schob sich vor die Sonne und vertrieb Traudich in die Küche. Er hatte Hunger, wollte heute die Lammsalami aus Tating anschneiden. Er kaufte die Wurst ausschließlich von den Höfen, die auch Salzwiesenlämmer hielten und das Fleisch in ihren Hofläden anboten. Er mochte die besondere Atmosphäre dieser Läden. Näher am Erzeuger als hier kam man nirgendwo. Hier fühlten sich für Traudich die Produkte noch ehrlich an, gab es keine Hektik, war immer mal ein kleiner Schnack möglich. Natürlich nur, wenn Traudich wollte. Und wenn nicht, war es auch gut.

Beim Öffnen des Brotkastens schlug ihm der würzige Geruch des Kümmelbrots entgegen. Wann immer es sein Dienst zuließ, stand er donnerstags vor dem kleinen Backhaus in St. Peter-Ording, wo nur an diesem Tag gebacken wurde. Obwohl die fertigen Brotlaibe liebevoll aneinandergereiht in den Regalen lagen, wurde erst ab 14:00 das erste Brot verkauft. War man früher da, musste man eben warten. Besonders Ungeduldigen wurde mit einem freundlichen Augenzwinkern bedeutet, auch schon um 13:59 einkaufen zu können. Traudich überbrückte seine Wartezeit, indem er den süßlichen Geruch der mächtigen Rosinenstuten aufzog und dabei an seine Großmutter dachte, bei der es jeden Sonntag selbstgebackenen Stuten mit guter Butter gab.

Traudich stellte Wurst und Brot auf den Küchentisch, schenkte sich einen Magenbitter ein und ließ den ersten kühlen Schluck bedächtig über seine warme Zunge laufen. Er musste heute, mit seinen quer schießenden Gedanken an Christa, besonders aufpassen, denn Erinnern und Trinken

passten nur dann gut zusammen, wenn die Dosierung stimmte.

Eine plötzliche Windböe zerrte am kleinen Küchenfenster. Die Mülltonnen kippten polternd um und schabten über das Hopfpflaster.

„Auch das noch!“, schimpfte er. Jetzt lag bestimmt seine ganze Aufräumarbeit vom Vormittag im Garten verstreut. All die veralteten Papiere, längst bezahlten Rechnungsbelege und aufgehobenen Zeitungsartikel, die er endlich aussortiert hatte.

Hennak war auf der Recamiere im Wintergarten ein wenig eingenickt, als die Windböe mit lautem Knall ein Fenster zuschlug. Wie war das möglich? Alarmiert sprang er hoch und lief ins Wohnzimmer. Das Sofa war leer, Erbrochenes lag auf dem Teppich. Der Fensterflügel, vom heftigen Zuschlagen zurückgeprallt, stand sperrangelweit offen. Wo war Elke? War sie aus dem Fenster gestiegen? Aber warum? Sie hätte doch einfach nur die Tür öffnen und gehen können.

Während Hennak das Fenster schloss, erblickte er auf dem Rasen einen Schuh von Elke. Mit schweren Vorahnungen lief er zum Schuppen - und richtig: Beekes Sandspielzeug stand nicht mehr am gewohnten Platz.

Traudich saß wieder neben dem gutmütig brummenden Kühlschrank am Küchentisch. Er hatte lange gebraucht, bis die vom Wind weit verstreuten Papiere eingesammelt waren. Jetzt legte er den Zeitungsartikel, der sich in den absterbenden Blättern der Stockrose verfangen hatte, vor sich auf den Tisch und strich ihn gedankenversunken glatt. Was war heute nur los? Nach langem Abwägen hatte er endlich entschieden, den Fall „Beeke“ hinter sich zu lassen und sämtliche Zeitungsartikel wegzuwerfen. Und nun spuckte die Mülltonne alles wieder aus. Rotzte ihm die eine, heftige Windböe ausgerechnet die Zeitungsnotiz vor die Füße, die seine Zweifel an dem längst abgeschlossenen Fall neu belebt hatten. Es war zu verrückt. So, wie er heute Vormittag die Notiz aus Christas Zettelbox gezogen hatte, hatte die Windböe das aus dem Mülleimer getan.

Er legte beide Papiere nebeneinander. Nun war alles wieder da:

Christa, Beeke, Hennak und Elke. Seine Arbeit, sein verblasster Idealismus, seine große Müdigkeit.

Traudich nahm einen weiteren Schluck vom Magenbitter und spürte eine Wärme im Magen, die ihn an die Strandtage erinnerte, als er als Junge im Sand lag und sich die Sonne auf den Bauch scheinen ließ. Oder mit dem Fahrrad bei Ebbe über den harten Sand fuhr, um sich vom Fahrtwind erfrischen zu lassen, laut schreiend vor Übermut, weil die Freiheit ebenso weit zu reichen schien wie der kilometerlange Strand. Auch wenn sich hier viel verändert hatte, für die Gäste Pfahlbauten mit Restauration bis nah ans Wasser gebaut worden waren, Strandsegler über den festen Sandboden flitzten, Strandkörbe auf Podesten einen unverstellten Blick auf das Meer boten, - für die Kinder war der Strand damals wie heute ein riesengroßes Paradies. Auch für Beeke. Nur, dass ihr Leben durch einen Verkehrsunfall jäh beendet worden war.

Wo blieb die Gerechtigkeit, wenn ein fünfjähriges Mädchen auf einer schnurgeraden Landstraße überfahren und einfach liegengelassen wurde?

Traudich wandte sich der Schlagzeile der Husumer Nachrichten zu: „Nächtlicher Notruf in St. Peter Dorf“. Er hatte damals beim Lesen gar nicht so schnell begriffen, dass es um Hennak und Elke ging. Der Artikel berichtete über einen Polizeieinsatz, der einen lautstarken Streit beenden sollte. Vor Ort stellte sich schnell heraus, dass der Tumult das Bemühen des Ehemanns war, seiner verzweifelten, schreienden Frau zu helfen. Der Einsatz war mit der Einweisung der Frau ins Husumer Krankenhaus beendet.

„Das wird hier nix.“, murmelte Traudich und wischte den Artikel zur Seite. Er stand auf, stellte das Brot und die Lammsalami zurück und zog sich seine Strickjacke über. Er wollte zu Anton.

Hennak sprang auf sein Fahrrad und fuhr zum Südstrand, ihrer Lieblingsbadestelle. Sie waren mit Beeke gerne an diesem kleinen, überschaubaren Strand gewesen. Während Beeke im Sand spielte, kleine Freundschaften mit Urlauber-Kindern schloss, konnte er den Blick über

die Salzwiesen genießen, die durch die veränderten Strömungsverhältnisse über Jahre hinweg immer mehr Raum eingenommen hatten.

Er trat noch kraftvoller in die Pedalen. Bilder schoben sich vor sein inneres Auge, die sein Leben ein zweites Mal schlagartig verändert hatten. Es war vor vier Jahren, als er endlich wissen wollte, wer immer an Beekes Todestag einen Mimosenstrauß neben das kleine Holzkreuz am Straßenrand legte. Er hatte gut versteckt Stunde um Stunde gewartet. Bis von Weitem ein Mann langsam näher kam, der immer wieder stehen blieb, verharrte, weiter ging. Mit schwerem Gang, die Hände vor der Brust, mit einem Strauß gelb leuchtender Mimosen. Als sie sich schließlich gegenüberstanden und er in seine Augen sehen konnte, war klar, dass er vor dem Todesfahrer seiner kleinen Beeke stand.

Hennak spürte, wie sich seine Haut zusammenzog, während sich der Kopf immer weiter ausdehnte und einen dumpfen Druck aufbaute. Genau wie damals, als ihn die Wutwelle erfasst und mit ungekannter Wucht mitgerissen hatte. Er konnte immer noch seine Worte hören, während er den Mann erschlug: „So einfach ist das!? Eben mal Blumen ablegen!?“

Traudich saß in Antons Kneipe auf seinem Stammplatz. Er musste endlich etwas essen und bestellte sich sein Leibgericht: Bratkartoffeln mit zwei Salzheringen und einer sauren Gurke. Nur so, nicht anders. Keine Gurke mehr, kein Hering weniger.

Anton setzte sich zu ihm. „Hennak war heute früh hier.“

„Hennak?“

„Und wie.“ Anton rieb sich mit einer flachen Hand durch das Gesicht, schwieg, hing seinen Gedanken nach. Traudich wartete, dass er weiterredete.

„Fietje hat Mist gebaut. Hatte Mitleid mit Hennak und ihm viel zu viel eingeschenkt.“ Anton blickte auf seinen Klaren. „Ich hab’s einfach zu spät

bemerkt.“

„Und dann?“, fragte Traudich vorsichtig weiter.

„Dann hat Hennak geweint.“

„Mannomann.“ Traudich stieß einen tiefen Seufzer aus. „Das auch noch.“ Er schob das Bier von sich. „Ich muss an die Luft, Anton. Ich fahr sonst aus meiner eigenen Haut.“

„Und deine Bratkartoffeln?“

„Geht nicht. Nee, - geht gar nicht!“

Anton nickte trübsinnig vor sich hin.

Traudich fuhr an den Strand. Es war gerade Hochwasser. Wenigstens das. Da musste er nicht so weit bis zum Wassersaum laufen. Er spürte den Atem des Meeres, sein leichtes Auf und Ab, wollte sich einfach nur an der Salzlucht satt atmen. Seine Gedanken kamen zur Ruhe, vermischten sich mit dem Meer und lösten sich. Eine wohltuende Kühle erfrischte sein Inneres und schenkte ihm die nötige Energie, sich endlich ehrlich gegenüber zu treten.

Es gab nichts zu beschönigen: Der tödliche Unfall hatte sich kurz nach der Trennung von Christa ereignet. Seine damalige Entscheidung, Hennak und Elke nicht durch die Verhaftung zu trennen, war lediglich das Ergebnis seiner großen, inneren Leere gewesen. Er war fest überzeugt, Hennaks Leid durch seine Milde gerecht zu werden.

Warum hatte er sich nicht einmal gefragt, was die ungeheuerliche Tat in Hennak bewirkt haben könnte? Heute wusste er: Er hatte Hennak nicht geholfen, sondern ihn in eine Isolation geschickt, in der er nicht einmal mehr mit seiner eigenen Frau reden konnte. – Nichts hatte er damals verstanden, gar nichts. Auch nicht, was Christas Gehen in ihm ausgelöst hatte. Dass er plötzlich einer abgestoßenen Seepocke glich, die ohne den Halt ihrer Muschel nicht leben konnte. Dass er mit seinem „Psychokram“ nichts zu tun haben wollte, er dem Schmerz ausgewichen war und eine Unordnung in sich geschaffen hatte, die heute immer noch aus ihm

hervorquoll.

Traudich begann zu schwitzen, tauchte seine Hände in das kühle Wasser und griff nach einer angeschwemmten Alge. Er fasste gerne die ledernen, leicht glitschigen Verzweigungen an. Als Kinder hatten sie sich besonders üppige Algenbüschel unter die Achseln gehalten oder sie, wenn kein Erwachsener in der Nähe war, im Schritt unter die Badehose geschoben, als würden Berge von Schamhaaren aus der Hose hervorquellen. Er atmete den salzigen Geruch tief durch die Nase ein, warf die Alge wie einen Schleuderball mit weit ausholenden Armumdrehungen ins Meer zurück. Er wollte sich nicht wieder mit glücklichen Kindheitserinnerungen ablenken.

Es war, wie es war. Er war mit Hennak weder sinnvoll, noch gerecht noch verständnisvoll umgegangen, weil ihm die innere Klarheit gefehlt hatte. Genauso, wie es der unbekannte Autor mit dem Satz aus Christas Zettelbox formuliert hatte.

Traudich ging zum Auto zurück. Er wollte nach Hause, etwas trinken. Auch wenn Trinken und kein Essen schlecht zusammen passten, egal. Dann öffnete sich eben die Tür zu all seiner Unordnung. Was war die schon gegen Hennaks?

Morgen würde er Klarheit schaffen. Hennak würde erfahren, dass er von seinem Totschlag wusste. Dass er damals helfen wollte, weil es sonst noch mehr Verlierer gegeben hätte.

Und er wollte sich für das zusätzlich geschaffene Leid entschuldigen, dem Hennak so lange ausgesetzt war. - Ob der ihm dann wieder ohne Angst in die Augen sehen konnte?

Traudich startete erleichtert den Motor, schickte Christa einen stillen Dank.

Und Anton würde bestimmt stolz auf ihn sein.

Geschichte 07:

„Kotzenbüll“

Es ist ein sich wiederholender Kreislauf. Ebbe und Flut. Ein sich Aufbäumen und ein Zulassen.

Anfangs hatte sie versucht, es zu unterdrücken.

Doch es war zwecklos. Nun ließ sie sich einfach ein, das Ziehen im Bauch, das Drücken im Kehlkopf und dann die Woge, die durch ihren Körper ging und den Mageninhalt entließ.

Sie hatte es mit pürierten Suppen versucht, das sei magenfreundlicher, hatte ihre Ärztin gesagt. Nun, es war angenehmer, ohne nennenswerte Substanz zu kotzen.

Aber inzwischen war ihr sogar das egal.

Sie war Profi.

Sie kotzte Frühstück, Mittagessen, Kuchen und Abendbrot.

Und wenn nichts mehr da war, dann eben Galle.

Klaus war optimistisch gewesen was die Drei-Monats-Regel betraf. Hatte Urlaub gebucht. Dann bist du schon im sechsten, hatte er gesagt, dann ist es sicher besser. Ferien in Kotzenbüll. Er hatte gelacht. Dieser Ortsname könne nur ein gutes Zeichen sein.

Man erkennt teure Toiletten daran, dass die glatte Beschichtung nicht nur im Becken verwendet wird, sondern bis nach unten, in das Rohr. Dieses Klo war eines der günstigeren. An den angerauten Stellen im Abfluss war die Keramik dunkel verfärbt. Da konnte die Reinigungskraft nichts für.

Katja betrachtete die Ablagerungen von aggressivem Urin und würgte Magensäure in die Toilette der Raststätte kurz vor Friedrichstadt.

„Wir sind gleich da, Tim“. Er greift nach hinten, sucht mit dem Blick

auf die Straße die Hand des Jungen. Das Kind drückt das Kreuz durch, wehrt sich gegen den strammen Gurt des Kindersitzes und das Weinen wird lauter.

„Pssst!“ sagt sie beruhigend, doch es beruhigt nicht einmal sie selbst.

„Er hat Hunger!“ sagt Klaus und nimmt die Hand zurück ans Steuer, damit die Linke den Blinker setzen kann.

„Ich weiß!“ antwortet sie. „Wir sind ja gleich da!“

„Das dachte ich auch schon vor einer Stunde.“

Sie schaut aus dem Fenster, das Wasser läuft an den Scheiben herab, das Kind schreit.

„Es wird eher schlimmer, als besser, habe ich das Gefühl!“ sagt er.

Sie versucht sich nach hintern zu drehen zu dem Jungen, der rot ange-laufen ist und brüllt.

„Das meine ich nicht!“ sagt er. „Ich meine Deine Kotzerei.“

Sie wendet sich zurück, schließt die Augen.

„Bei anderen Schwangerschaften hört es auf nach drei Monaten“ fährt er fort. Er setzt den Blinker nach rechts, tauscht wieder die Hände, greift nach hinten zu seinem Sohn: „Wir sind gleich da, du Armer. Dann koche ich Dir etwas. Was hältst Du von Nudeln? Hmm, Tim? Was denkst Du? Nudeln?“

„Bitte, kannst Du aufhören?“ fragt sie und legt die Hände auf den Bauch, der beginnt zu zwicken.

„Oder willst Du lieber Hähnchen? Wir haben sicher einen Ofen in dem Haus. Mit knuspriger Haut, so wie Du es magst“.

„Bitte... kannst Du anhalten? Mir wird schlecht...“

„Wir sind gleich da.“ Stur hält er das Tempo und das Lenkrad.

„Halt an jetzt!“

„Reiß Dich zusammen.“

Es regnet.

Sie sitzt mit dem Kind am Küchentisch der kleinen Kate. Ein hübsches Ferienhaus. Wohnzimmer, ein kleines Schlafzimmer, in dem Tim schlafen

würde, die schmale Holzterappe hinauf ein weiteres Zimmer mit einem Doppelbett.

Im Schuppen die Fahrräder. Eines mit Kindersitz.

Der Garten in echt fast noch schöner als auf dem Foto in der Anzeige im Internet.

Durch das kleine Fenster beobachtet sie ihren Mann, wie er sich aus dem Fußraum des Beifahrersitzes erhebt und im strömenden Regen das Papier der Küchenrolle in eine Mülltüte stopft.

Als er endlich angehalten hatte, war es zu spät gewesen.

Er kommt hinein, wäscht sich lange die Hände.

„Ich muss mich etwas hinlegen“ sagt sie.

Die Übelkeit ist das eine, die Müdigkeit das andere.

Ihre Augen sind schwer. Sie muss schlafen.

Er sagt nichts.

Sie steht auf, geht die Treppe hinauf, legt sich auf das Bett und ist sofort weg.

Es ist immer derselbe Traum.

Das schwarze Kleid. Weihnachtsfeier ihrer Firma. Im Traum findet sie nicht wie damals im Firmengebäude statt. Stattdessen hat die Kulisse etwas von einer Höhle. Heike aus ihrer Abteilung und der Kollege aus dem Vertrieb tanzen eng. Es gibt Sekt. Sie selbst sieht alles, wie durch einen Schleier, ihr ist schwindelig, sie hat zu viel getrunken. Zum ersten Mal, seit der Schwangerschaft mit Tim. Und dann taucht er auf, er grinst, greift nach ihr und...

Mit den Fahrrädern an die Küste.

Es regnet.

Sie radelt hinter Klaus her, starrt auf das Lenkrad des Hollandrads. Wenn sie aufschaut, tropft ihr das Wasser in die Augen. Also schaut sie nach unten, sieht den Bauch. Beim zweiten Kind geht es schneller mit dem Umfang. Beim ersten hatte sie ihn nach vorne getreckt, den

Babybauch, stolz, bevor andere ihn überhaupt als solchen wahrnahmen. Als sie Tims Bewegungen in ihrem inneren das erste Mal spürte, war sie in der fünfzehnten Woche. Wie ein Frosch im Wasser hatte sie Tim zum ersten Mal bewusst wahrgenommen.

In dieser Schwangerschaft spürte sie manchmal tagelang nichts. Zwischendurch dachte sie, das Kind wäre tot. Aber dann meldete es sich plötzlich mit einem Fußtritt in ihren empfindlichen Magen, als spränge es höhnisch lachend aus seinem Versteck hervor.

„Vorsicht!“

Sie schreckt auf. Im selben Moment knallt ihr Vorderrad in das Fahrrad Ihres Mannes.

„Was machst Du denn?“ fragt er.

„Entschuldige, ich habe geträumt!“

„Entweder Du schläfst, oder Du kotzt!“ sagt Klaus und richtet Tim das Käppi.

„Weiter!“ sagt Tim und nach einem prüfenden Blick in ihre Richtung tritt Klaus wieder in die Pedale.

In ihren Augen brennen die Tränen, in ihrem Hals die Säure.

Klaus kommt aus dem kleinen Schlafzimmer.

„Er schläft“ sagt er.

Sie hat das Muster des Sofakissens betrachtet. Gelbe und rote Fäden kreiseln um einander bis sie sich in der Mitte in einem orangefarbenen Kreis vermischen. Alles dreht sich, die Erde, die Gezeiten, ihr Magen.

„Katja!“ ruft er.

Sie schreckt auf. „Ja?“

Er sieht sie an, kommt zu ihr, setzt sich nah. Er streicht ihr durch das Haar.

„Es tut mir leid!“ sagt er.

Jeder ihrer Muskeln ist angespannt. Er betrachtet sie. Dann stößt er einen leisen Fluch aus und boxt in das Zentrum des Sofakissen-Kreises.

Er rückt von ihr ab.

„Wir hätten ihn anzeigen müssen,“ sagt er. Sie schweigt.

„Wir können es immer noch tun!“ sagt er.

Sie schüttelt den Kopf. „Klaus, bitte!“

„Er kommt einfach damit durch! Ich kann das nicht. Ich habe es versucht, aber ich kann es nicht!“

„Wir müssen es einfach vergessen!“

„Du bist lustig!“ sagt er und schaut auf ihren Bauch.

Schweigen. Dann leiser: „Es würde mir helfen, wenn er eine Strafe bekommt.“

Sie hat dieses Gespräch schon zu oft geführt.

„Er wird aber keine Strafe bekommen, Klaus“, beteuert sie.

„Du hättest es mir früher sagen müssen. Direkt. Nicht erst als ...“

„Ich weiß.“

Er knibbelt an einem kleinen Hautfetzen am Nagelbett des linken Daumens.

Ein Geräusch aus dem Nebenzimmer, dann das Weinen des Kindes.

„Ich gehe schon!“ sagt er und steht auf.

Seeluft in Sankt Peter-Ording. Kurstadt. Sie mussten nur zweimal anhalten unterwegs.

Nun sitzen sie in einem der Stelzenrestaurants direkt am Meer. Dies ist grau, genauso wie der Himmel und auch genauso nass.

Tim spielt in der Spielecke mit einem einäugigen Teddybär.

„Du musst essen!“ sagt er und schaut in die Speisekarte.

„Ich kann nicht!“ antwortet sie.

Er schaut auf. „Das Kind ist wie ein Dämon, der dich von innen auffrisst!“ sagt er.

„Lass das!“

„Du siehst schlimm aus!“

Sie spürt seinen Blick, starrt in den Regen, der die Scheiben hinabrinnt.

Er legt die Karte weg. „Warum hast du nicht mit mir geredet? Vertraust

du mir nicht?“.

„Er hat gesagt, er tut euch etwas an.“

Er beobachtet sie. Nach einer Weile: „Es klingt wie eine Ausrede, Katja“. Sie schweigt.

„Ganz ehrlich!“ setzt er nach einiger Zeit nach. „Was zur Hölle kann er uns noch antun?“.

Sie lacht auf, spürt wieder die Wut. „Du kennst ihn nicht, Klaus!“

Er nimmt eines der Messer, die auf einem Teller neben der Blumenvase liegen. „Am liebsten würde ich es aus dir rausschneiden.“

Sie sieht ihn an, sein Blick durchbohrt sie. Er knallt das Messer auf den Tisch, steht auf.

„Ich kenne mich nicht mehr!“, sagt Klaus. „Was erwartest Du hier von mir?“.

Sie ruft ihm nach, halblaut: „Lass es uns einfach vergessen. Bitte.“

Sie schaut aufs Meer. Es ist Flut.

Ihr ist so schwindelig. Sie kann sich kaum auf den Füßen halten. Sie wollte zur Toilette. Sie hat sich Wasser über die Hände laufen lassen und aus dem Hahn getrunken. Ihr Kleid ist nass geworden. Sie muss sich an der Wand abstützen auf dem Weg zurück. Sie braucht sofort ein Taxi.

Die Tür des Raums öffnet sich, kurz wird die Musik laut, dann ist die Tür wieder zu und der Bass dröhnt gedämpft in den Flur. Er kommt langsam auf sie zu.

„Wen haben wir denn da?“ fragt er und jetzt sieht sie seine Zähne.

„Ich brauche ein Taxi!“ sagt sie. Ihre Stimme klingt fremd und verzerrt.

„Aber Frau Schmidt“ antwortet er und jetzt ist er bei ihr. Sie riecht sein Aftershave. „Jetzt geht die Party doch erst richtig los!“. Er bietet ihr seinen Arm an, sie hakt sich ein, denkt, er führt sie zurück zu den Kollegen, die bei 99 Luftballons mitgrölen.

Aber dann führt er sie zu einer Tür, dahinter ein dunkler Raum, er drückt auf den Lichtschalter und summend nehmen die Neonröhren ihre Arbeit auf. Er schließt die Tür. In der Mitte des Raums steht ein Tisch, wie

ein Seziertisch, denkt sie, gegen den er sie drückt.

„Mama!“ sie schreckt auf.

Es ist dunkel. Klaus liegt neben ihr.

„Ich muss ins Bad!“ wispert sie, während sie sich mühsam aus dem Bett befreit.

Sie erbricht heftig, ihre Hände halten sich zitternd an der Klobrille fest, sie spürt, wie die Adern in ihren Augen platzen.

Sie hört in weiter Ferne das Kind weinen, Schritte auf der Treppe.

Dann folgt die nächste Woge.

Ihr Bauch wird hart, drückt sich um sein Kind in ihrem Inneren. Es wehrt sich. Tritt.

Magensäure ergießt sich in die Schüssel.

Speichelfäden hängen von ihrer Unterlippe.

Sie versucht ruhig zu atmen.

Langsam kommt ihr Körper zur Ruhe.

Tim ist verstummt.

Das Haus ist ganz ruhig.

Mit dem Kopf auf der Klobrille schläft sie ein.

Sie steht vor seinem Schreibtisch.

Er mustert sie. „Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.“

„Das war eine Straftat!“ wispert sie.

Er lehnt sich auf dem Stuhl zurück, verschränkt die Hände im Nacken. Er grinst. „Ach Sie meinen unsere kleine ... Liaison.“

„Sie haben mich vergewaltigt!“ sagt sie.

„Aber Frau Schmidt!“ antwortet er. „Seien Sie vorsichtig mit solchen Anschuldigungen!“ Er beugt sich vor. „Ich habe mich ja auch gewundert, dass Sie so rangehen. Aber ich dachte, nach ein paar Sekt ... da wollten Sie sich vielleicht einfach mal wieder als Frau fühlen.“

„Sie haben mich vergewaltigt!“ wiederholt sie und die Wut treibt ihr

die Tränen in die Augen.

Er starrt sie aus eng zusammen gekniffenen Augen an. „Gibt es Zeugen, Frau Schmidt? Wo ist die Anzeige? Die Feier ist fast drei Monate her! Was wollen Sie von mir?“

„Ich bin schwanger!“ keucht sie.

„Na dann, herzlichen Glückwunsch. Ein Geschwisterchen! Familie ist eine feine Sache. Man sollte gut darauf Acht geben.“ Er grinst. „Seien Sie dankbar! So schnell kann das Glück zerbrechen, wenn man sich mit den Falschen anlegt. Schlimm, wenn eine junge Familie ein Unglücksfall ereilt“.

Sie schreckt auf.

Ihr Nacken ist steif, ihre Knie kalt auf den Fliesen.

Sie versucht sich aufzurichten.

Da.

Ein Pochen gegen die Haustür.

Es gibt keine Klingel. Wer bekommt schon unerwarteten Besuch in einem Ferienhaus?

Wieder.

Sie zieht sich am Waschbecken hoch auf die Beine, hangelt sich an der Wand entlang zur Treppe.

„Klaus?“ ruft sie in Richtung des Schlafzimmers, doch er antwortet nicht.

Vielleicht ist er noch bei dem Jungen.

Sie öffnet die Haustür.

Es regnet. Sie starrt in den Lichtkegel einer Taschenlampe.

Wie ein Reh im Scheinwerferlicht, denkt sie.

„Ja?“ Sie hätte nicht einfach die Tür öffnen dürfen. Sie muss wach werden, zwinkert mit den Augen. Da sind zwei Männer, einer streckt ihr

etwas entgegen. Eine Karte.

„Frau Schmidt?“ fragt der Mann, der ihr näher ist.

Polizei. Es ist ein Polizeiausweis.

„Ist alles in Ordnung bei Ihnen?“, fragt der hintere.

Sie denkt nach, angestrengt. Was meint er.

„Ja,“ antwortet sie, „ich denke schon.“

Nun wieder der vordere, sie scheinen sich abgesprochen zu haben, erst der eine, dann der andere. Ebbe und Flut.

„Ihre Nachbarn haben uns angerufen“, sagt er „sie waren beunruhigt.“

Sie sucht Halt am Türrahmen. Ihre Beine drohen nachzugeben. Sie versucht krampfhaft ihre Gedanken zu ordnen.

„Das Kind“ sagt sie. „Es hat geweint. Vorhin.“

Der hintere räuspert sich. „Nein, um das Kind ging es nicht“ sagt er. „Da sei jemand im Garten gewesen. Im Dunkeln. Kam ihnen komisch vor.“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein“, sagt sie „wir schlafen. Wir schlafen einfach nur. Mir war übel. Die Schwangerschaft“. Sie schaut an sich hinab. Sie trägt ein weißes Nachthemd. Die dunklen Nippel zeichnen sich deutlich darunter ab. Sie verschränkt die Arme vor der Brust und macht einen Ausfallschritt, als der Halt des Türrahmens fehlt.

„Geht es Ihnen gut?“ fragt der vordere und leuchtet ihr ins Gesicht.

Mit einer Hand schützt sie ihre Augen. „Ja“, sagt sie und dann lauter: „Ja! Es ist alles in Ordnung! Sie haben mich geweckt.“

Der vordere Polizist senkt die Taschenlampe, sieht sich um zu seinem Kollegen, der mit den Schultern zuckt. Der Regen trommelt auf ihre Mützen, das Wasser läuft an den blauen Mänteln hinab.

Er dreht sich wieder um. Jetzt, wo das blendende Licht auf den Boden gerichtet ist, kann sie ihn sehen. Er trägt einen Vollbart. An der Küste sehen sogar die Polizisten anders aus.

„Gut“, sagt er unschlüssig. „Dann gehen Sie am besten wieder schlafen. Wenn etwas sein sollte, dann melden Sie sich, ja?“ Sie nickt. Die Männer drehen um, gehen leise redend zu dem Polizeiauto, das an der Straße

vor dem hübschen Gärtchen rhythmisch in die Nacht blinkt.

Ihre Füße sind nass geworden.

Sie nimmt ein Küchentuch und trocknet sie ab.

Dann schleicht sie zur Tür des Kinderzimmers. Es ist dunkel im Inneren, sie tastet sich leise vor zum Bett. Die Decke ist zurückgeschlagen. Die Matratze ist kalt.

Zurück an der Tür betätigt sie den Lichtschalter.

Leer.

Die Treppe hinauf. Sie stößt die Tür zum Schlafzimmer auf. Niemand.

Sie steht unschlüssig da.

Krampfhaft sucht sie nach einer Erklärung.

Da war ein Geräusch vorhin.

Füße auf der Treppe. Ein Knarzen der Dielen. Das Schließen einer Tür? Vielleicht. Stimmen? Sie weiß es nicht, ihr Gehirn ist Schlick.

Sie dreht sich einmal um sich selbst.

Ihr fällt auf, dass die Polizisten ihr gar keine Telefonnummer gegeben haben, die sie anrufen könnte.

Aber warum sollte sie das auch tun?

Es ist alles in Ordnung.

Klaus wird einen Spaziergang machen.

Er wollte sie nicht stören mit dem schreienden Kind.

Frische Luft. So viel Regen. Sie werden sich erkälten. Sie können warm

uschen, wenn sie zurückkommen. Sie muss bloß warten.

Sie läuft die Treppe herab, setzt sich an den Küchentisch.
Und wartet.

Es ist dunkel.

Plötzlich ein brennender Schmerz in ihrem Unterleib.

Eine Hand drückt fest auf ihren Mund.

Er ist direkt über ihr, das Weiß in seinen Augen schimmert gelblich.

Sie kann sich nicht bewegen.

Er grinst. „Jetzt sind wir ganz allein!“ sagt er und sie riecht seinen fischigen Atem. Mit der Ebbe bleiben einzelne Fische am Strand zurück. Sie verpassen die letzte Welle, zucken, im tödlichen Trocken, verdorren langsam und stinkend in der Sonne des Tages wie Vampire.

Kaviar. Es gab Kaviarhäppchen auf der Feier.

Sie windet sich unter seinem Griff.

„Du hättest es ihm nicht sagen sollen!“ raunt er, nah an ihrem Ohr.
„Dann wäre gar nichts passiert!“. Er klopft auf den Holztisch, laut, immer wieder, warum tut er das?

Sie öffnet ihre Augen, blinzelt ins Tageslicht, das durch die Fenster in die Küche der Kate fällt.

Es klopft an die Tür.

„Klaus?“ sie reißt die Tür auf.

Der Bärtige. Er steht diesmal in zweiter Reihe.

„Frau Schmidt?“ Ein anderer Mann. Wieder ein Ausweis. „Ich bin Hauptkommissar Ole Hansen. Können wir sprechen?“

„Was ist passiert?“ fragt sie.

Der Mann schaut auf ihren Bauch, dann sieht er sie an. Mitleidig. Sie bekommt eine Gänsehaut. „Können wir hereinkommen, Frau Schmidt?“

Sie nickt, dreht sich um, läuft zurück zu dem Küchentisch. „Tee?“, fragt sie und erkennt ihre eigene Stimme nicht.

„Setzen Sie sich doch!“ Hauptkommissar Ole Hansen deutet auf einen

der Stühle. Sie setzt sich. Er nimmt ihr gegenüber Platz, holt Luft für seine Frage. „Können Sie mir sagen, was letzte Nacht vorgefallen ist?“

Sie schaut auf ihren Bauch. „Ich habe es Ihren Kollegen schon gesagt.“ Sie schaut kurz auf. Die beiden Männer sind im Türrahmen stehen geblieben und haben ihre Mützen abgenommen. „Was ist denn los?“

Der Kommissar sieht sie an. „Ich bin von der Polizeidienststelle Sankt Peter-Ording. Angler haben am Strand zwei Jacken gefunden“, sagt er. „In einer, einer gelben Jungenjacke, da steht ein Name drin. Tim Schmidt.“

„Wo ist er?“, fragt sie. Ihre Hände zittern. Sie beschwert mit der einen die andere.

„Das wissen wir derzeit nicht“, erklärt der Kommissar mit ruhiger Stimme. „Wir suchen nach ihnen.“

„Ich verstehe das nicht!“, sagt sie.

„Ein junges Paar am Strand. Hat dort gezeltet.“ Er überlegt. „Eigentlich verboten.“ Dann fährt er fort: „Es hat gesehen, wie ein Mann mit einem Jungen im Arm ins Meer hinausgelaufen ist.“ Pause. „Manche Touristen unterschätzen den Wechsel zwischen Ebbe und Flut.“ Er holt wieder hörbar Luft. „Aber die Aussagen der Zeugen sprechen nicht für einen Unfall.“

Plötzlich versteht sie, richtet sich auf.

„Er hat es getan! Er hat seine Drohung wahrgemacht.“

„Was meinen Sie?“

„Er hat sie umgebracht. Da war noch ein Mann!“

„Da war keine weitere Person, Frau Schmidt“, sagt der Kommissar.

„Doch. Er ...“

„Hatten Sie Streit?“ fragt er. „Nachbarn sagen, das Kind habe häufig geweint.“ Er sieht sie an. „Hat Ihr Mann je von Suizid gesprochen?“

Sie starrt hinab auf ihre Hände.

„Er war es.“, wispert sie.

Der Kommissar nickt. Dann steht er auf.

„Frau Schmidt, ich muss Sie bitten, uns zu begleiten“ sagt er. Er mustert sie. „Und ziehen Sie sich bitte etwas über. Das ist ein ganz schö-

nes Schietwetter da draußen.“

Sie lehnt ihren Kopf an das kühle Fenster des Polizeiwagens und betrachtet die Wolken, während sie an der Küste entlangfahren.

Der Regen hat nachgelassen. Sie spürt das Kind deutlich. Wie es sich suhlt in ihrem Inneren. Es ist Ebbe. Die Übelkeit ist verschwunden.

Geschichte 08:**Die Nacht von Malente**

Na, also, gewollt hat das keiner. Ehrlich jetzt. Das Ganze hat sich einfach so ergeben. Und das wäre alles gar nicht passiert, wenn wir nicht schon den ganzen Tag so gelitten hätten.

Das war einfach eine saublöde Idee, diese Teambildungsmaßnahme. Als ob wir das nötig hätten. Micha, Kalle, Jürgen, Wilfried und ich. Wir arbeiten seit Jahren gut zusammen, was sag ich, seit Jahrzehnten. Dekaden! Und plötzlich kriegten wir so einen jungen BWL-Fuzzi als Chef vor die Nase gesetzt, der eine Fortbildung zum Motivationstrainer gemacht hatte und nun ganz wild darauf war, seine Techniken an uns auszuprobieren. Als es hieß, wir müssten ein ganzes Wochenende mit ihm wegfahren, und zwar genau dann, wenn in der WM Vorrunde Deutschland gegen Schweden spielt, da haben wir noch überlegt, ob wir nicht zum Betriebsrat gehen, neuer Chef hin oder her, der kann uns doch nicht einfach so entführen.

Aber dann hörten wir, dass die Fahrt nach Malente ginge und da haben wir natürlich die Klappe gehalten.

Ich meine, was ist denn passender, als unsere Nationalelf anzufeuern, während wir auf heiligem Grund und Boden stehen!

Malente, der Ort der Zeichen und Wunder. Hier wurde 1974 Geschichte geschrieben, die Weichen für den Weltmeister gestellt! Wir haben alle damals vor der Glotze gegangen! Was für ein Finale! Wie der Breitner den Strafstoß zum 1:1 verwandelte – göttlich. Der Breitner mit den Locken, auf den die Mädels so abfahren. Meine Mutter traf dann auch fast der Schlag, als ich mit Dauerwelle zur Tür reinkam. Aber was sollte ich tun, als 14jähriger Spargel-Tarzan mit Schnittlauchhaaren. Mit meiner neuen Breitner-Matte standen die Mädels zwar nicht Schlange, aber ich machte

einen guten Schnitt. Mein eigentlicher Held aber war Beckenbauer, der in der berühmten Nacht von Malente kurzerhand die Führung übernommen und dadurch den WM-Sieg ermöglicht hat. Schließlich heiße ich ja auch Franz!

Aber ich schweife ab. Jedenfalls fanden wir alle diese Wochenendsache ziemlich klasse – und der BWL-Fuzzi Jörg Fennemann, der wurde uns fast sympathisch.

Irgendwie hatten wir die vage Idee, dass wir zusammen die Spiele gucken, uns dabei ein paar genehmigen und lecker essen gehen. Alles auf Firmenkosten, selbstredend. Und uns zwischendurch einen Alibi-Vortrag über Teamgeist, Motivation und Kommunikation anhören, damit wir auch was zu erzählen haben, wenn wir in der Firma gefragt werden, warum unsere Abteilung wegfahren durfte. Da würden wir dann natürlich stöhnen und die Augen verdrehen, damit keiner auf die Idee käme, dass wir Spaß hatten.

Ja, der Fennemann schien ganz in Ordnung und als er uns auf der Fahrt im eigens gemieteten Kleinbus das „Du“ anbot, haben wir ihm den Gefallen getan. Sonst sind wir ja eher skeptisch, wenn uns einer der Bosse kumpelhaft kommt. Aber wir dachten ja wirklich, es würde ein tolles Wochenende.

Den ersten Dämpfer kriegten wir direkt bei der Ankunft. Wir hatten mit einem Hotel gerechnet, am besten im Uwe Seeler Park, das bot sich doch an! Schließlich war das die Vision, die der Fennemann beschworen hatte, darum waren wir so weit in die Holsteinische Schweiz gefahren: unsere Abteilung auf der Suche nach dem Geist von Malente!

Stattdessen standen wir vor einer kleinen Hütte am See, ganz für uns allein! Mit Selbstversorgung! Uns fiel echt der Kinnladen runter. Hatte der sie noch alle? Also, wenn ich kochen könnte, wäre ich nicht verheiratet. Wie stellte der sich das vor? Statt lecker Schnitzel und Pommes essen gehen eklige Dosen-Ravioli-Matschepampe runter würgen?

Aber dann haben wir die große Leinwand im Gemeinschaftsraum

entdeckt, das war schon mal ganz ordentlich. Draußen stand zudem ein stattlicher Grill und als der Fennemann Kühlboxen mit Grillfleisch aus dem Auto lud und dem Kalle eine Kasten Bier in die Hand drückte zum rein tragen, na, da war die Welt wieder in Ordnung.

Wobei ein Kasten ja mal gerade gut zum Vorglühen ist, da hatte der Fennemann sich vertan. Dachten wir. Und die 4 Kästen Wasser hätte er sich auch sparen können. Wir würden halt am Samstagvormittag den Vorrat aufstocken, wäre ja genug Zeit bis zum Anpfiff Belgien gegen Tunesien. Dachten wir.

Jedenfalls waren wir nach dem ersten Schock ganz zufrieden. In keinem Hotel zu sein, hat ja durchaus Vorteile, von wegen Benimm und so. Gerade bei der WM! In dem See könnte man prima das Bier kaltstellen, während die Rippchen auf dem Grill brutzelten, natürlich in der Pause zwischen den Spielen.

Ne Sauna gab's auch, direkt neben dran angebaut. Da waren wir jetzt nicht so scharf drauf. Der Fennemann dagegen schien das zu mögen, der hatte die Hütte ja auch ausgesucht.

Die Zimmer waren ziemlich spartanisch, ein bisschen wie Jugendherberge oder Bund – was ja ganz gut passte, der Breitner hat ja erzählt, dass er sich im Trainingslager wie in der Kaserne gefühlt hätte. Heute, so im Rückblick, nach dem Untergang gegen Südkorea, würde ich ja sagen, dass der Löw die Jungs mal besser nach Malente hätte schicken sollen statt nach Tirol. Son bisschen Drill und Lagerkoller, das wirkt Wunder, das haben wir 1974 ja gesehen.

Die hängen heute alles zu viel am Handy rum, mit ihrem ganzen Social-Media Kram. Und machen dauernd Werbung, kein Wunder, dass die sich nicht konzentrieren konnten.

Aber ich schweife ab, an dem Tag wussten wir ja noch nichts von dieser bevorstehenden Schmach. Und dass dieses Wochenende so derartig katastrophal enden würde, das konnten wir erst recht nicht ahnen!

Jedenfalls, wir hatten uns gerade eingerichtet, die Füße in den See getaucht und Kartoffelsalat mit Bockwurst gegessen, da war auch schon

Treffen im Gemeinschaftsraum angesagt. Zum Spiel gucken. Dachten wir.

Tja, als wir reinkamen, wollten wir sofort rückwärts wieder raus!

Da prangte auf der Leinwand ein riesiges Bild von dem kleinen Fennemann auf einem großen Mountain-Bike. Ach du Scheiße!

Und dann ging es los – eine Powerpoint-Präsentation mit schmissiger Musik, englischen Überschriften (Failure is not an option! Pain is your Friend! Pushing limits) und vielen Bildchen. Der Mann hechelt regelmäßig durch die Alpen und kann anscheinend keine Sekunde undokumentiert lassen: also sein Drahtesel vor malerischen Bergen, sein schwitzendes Gesicht im Großformat, Schweizer Kühe mit braunem Fell auf grüner Alm.

Wir hätten lieber Schweizer Spieler mit weißem Trikot auf grünem Rasen gesehen, die jetzt gerade gegen Serbien antraten.

Und dann erzählte er einen von Ausdauer, über Grenzen gehen, den Schmerz begrüßen, das Ziel im Auge behalten und der großen Vision, die alle Opfer rechtfertigt und war plötzlich beim Teamgeist von Malente und dem mangelnden Teamgeist in unserer Abteilung angelangt. Als ob er das wüsste, der kannte uns doch gar nicht.

Endlich (wir zählten die Minuten, das Spiel war längst dran) wollte er wissen, ob wir Fragen hätten.

Ja, er hätte eine Frage, hat sich Wilfried gemeldet: Was denn das Ganze jetzt mit dem Radfahren zu tun hätte?

Kalle wollte dann noch wissen, wie teuer so ne Karre ist und Jürgen setzte uns alle davon in Kenntnis, dass er etwas an der Pumpe habe und sein Arzt ihm jede körperliche Anstrengung verboten habe.

„Sport ist Mord“ hätte ich gerne den ollen Churchill zitiert, aber das hätte unseren guten grenzdebilen Gesamteindruck gefährdet – und wir wollten doch zumindest noch das Ende der ersten Halbzeit mitkriegen.

Jedenfalls: es hat gewirkt. Der Fennemann sah aus, als hätten wir ihm eine gescheuert, dem ging so richtig die Luft raus. Gut so. Er packte seinen Kram zusammen, murmelte, dass er kurz in die Sauna hüpfen würde ...

und wir konnten endlich in Ruhe das Spiel sehen.

Dachten wir.

Mitten in der zweiten Halbzeit war er wieder da. Sauna soll ja angeblich beruhigen, aber bei ihm hatte sie leider nicht gewirkt. Er war hochmotiviert und wild entschlossen, uns doch noch mit seiner „Wir sind Malente“-Vision zu begeistern, quatschte los wie ein Fußballkommentator und schoss dabei ein Eigentor nach dem anderen. Es war wirklich zum Fremdschämen. Wahrscheinlich hatte er extra für dieses Wochenende „Fußball für Dummies“ gelesen, damit er volksnah seine Teamgeistvision präsentieren konnte.

Keine Ahnung von nichts, aber ständig das Maul aufreißen und uns mit seinen Sprüchen den letzten Nerv rauben.

So in der Art, dass ein Abteilungsleiter wie ein Trainer sei und die Verantwortung trage, der müsse auch mal jemanden, der keine Leistung bringe, vom Platz stellen. Also echt. Wilfried machte noch den Versuch, ihm zu erklären, dass der Trainer niemanden vom Platz stellt, das macht der Schiri, aber da war er schon wieder ganz woanders und sonderte, ich sag s mal unverblümt, nichts als gequirlte Scheiße ab. Verwechselte Strafstoß und Freistoß, schrie Ecke, wenn es keine war und ein Abseits erkannte er schon gar nicht. Fand aber das Wort toll, ein Spieler, der nicht mit Team verbunden sei, eben alleine im Abseits stehe ... mein lieber Scholli!

Jedenfalls war der Abend für uns gelaufen, da half auch kein Bier mehr und wir sind früh ins Bett.

Der nächste Tag war noch schlimmer. Holt uns der Kerl doch mit der Trillerpfeife aus dem Bett. Und will, dass wir uns in den See stürzen. Also holla die Waldfee.

„Ne“ haben wir gesagt, „schwimm du mal schön alleine, Jörgi“.

Das hat er auch gemacht, aber danach war er giftig wie ne Biene.

Nichts mehr mit Kumpel Jörg. Der ließ plötzlich ganz schön den Chef raushängen und dann gingen auch die ersten Sprüche los, von wegen, wir hätten ein straffes Programm heute und da sollten wir lieber mal in die

Pötte kommen, wäre doch schade, das Spiel am Abend zu verpassen.

Also, echt jetzt? Der drohte mit Fernsehverbot?

Und dann legte er noch einen nach, die Auftragslage wäre ja zurzeit nicht die Beste, da müsse man auch mal Abteilungen verschlanken. Da käme es dann auf die innere Einstellung an, ob jemand mitmache, bereit sei, über seine Grenzen zu gehen.

„Scheiße, der fährt jetzt mit uns zum Fahrradverleih“, stöhnte Jürgen, „und hier sind doch so viele Berge!“

Aber nein, es kam schlimmer, es ging zum Hochseilgarten! Na super!

Da standen wir nun, der Kalle und ich, in 15 Meter Höhe und sollten gemeinsam Hand in Hand Hupfdohle spielen und über zwei parallel gespannte Drahtseile tänzeln.

„Wer nicht will, muss nicht!“ hatten uns die hauseigenen Trainer versichert (die waren schon in Ordnung, die Jungs).

Wollten wir? Nein, wir wollten ganz bestimmt nicht. Aber wir wollten um 14:00 Uhr zum Anpfiff Belgien: Tunesien wieder in der Hütte sein, also mussten wir doch.

Und darum taten wir so, als ob wir schon unser ganzes Leben darauf gewartet hätten, Ringelpiez mit Anfassen auf dem Hochseil zu spielen, grinsten fröhlich und tasteten uns Schrittchen für Schrittchen übers Seil. Dabei trafen wir eine wortlose Einigung: es musste etwas geschehen! So was nennt man nonverbale Kommunikation. Das können wir!

Zum Mittag waren wir im „Seeprinzen“ in Plön. War ganz ordentlich da, wir saßen schön draußen auf der Terrasse, zischten uns ein Pils beim Essen, allerdings störte der Fennemann, der ununterbrochen laberte. Hatte wohl einen zu starken Adrenalin-Schub bei seinem „Giant-Swing“-Erlebnis. (Ich gebe zu, das war wirklich ne doller Nummer, diese Riesenschaukel. Hat mir auch gefallen). Als er mit dem Handy am Ohr für eine Weile verschwand, haben wir uns dann kurzgeschlossen, der Micha, der Kalle, der Jürgen, der Wilfried und ich.

„Männer“ hab ich gesagt, „wir müssen was unternehmen, so geht das

nicht weiter. Der quatscht uns sonst heute Abend das Spiel kaputt. Und überhaupt.“

„Und überhaupt“, echoten alle und dann haben wir die Köpfe zusammengesteckt und binnen Minuten stand die Strategie. Normalerweise können wir stundenlang runddiskutieren, aber was soll ich sagen: der Geist von Malente war da offensichtlich schon am Werk.

Dass das mit Belgien gegen Tunesien nicht mehr hinhalten würde, war uns klar, da war ja schon Anpfiff, während wir noch in unsere Seeprinz-Burger bisßen (sehr ordentlich, wie gesagt).

War schade, aber nicht so wichtig. Und als wir nach dem Essen nicht wieder ins Auto stiegen, um zurück zu fahren, sondern vom Fennemann den Strandweg runter gescheucht wurden, da hofften wir ja noch, das sei so eine Art Verdauungsspaziergang.

Der Fennemann konnte ja nicht still sitzen, der musste sich jede Kalorie sofort wieder abtrainieren.

Aber als wir das Schild „Kanuvermietung Plön“ sahen, da wussten wir, dass jetzt sofort drastische Maßnahmen angesagt waren, wenn wir noch Südkorea gegen Mexiko schaffen wollten. Das war ein wichtiges Spiel, immerhin war Südkorea der zukünftige Gegner, da musste man ja sehen, wie die Jungs so drauf waren.

Und darum hat der Jürgen den Neymar gemacht und eine erstklassige Schwalbe hingelegt, gerade, als wir dicht aneinandergedrängt als Rudel die B 430 überqueren wollten.

„Pass doch auf, wo du hintrittst, Franz“ hat er gestöhnt und sich am Boden gewälzt und ich habe „Du bist mir doch vor die Füße gerannt“ geblafft und der Fennemann wurde furchtbar nervös, weil die doch mit dem Kanu auf uns warteten, aber Jürgen hat die Wahnsinnshow abgezogen und als er sich dann noch dramatisch an die Pumpe fasste, da hatten wir gewonnen, der Fennemann sagte alles ab und rannte zurück, um das Auto zu holen.

Auf der Fahrt sind wir dann in die Schleim-Offensive gegangen. Haben es furchtbar bedauert, dass wir jetzt nicht Bötchen fahren konnten

und nannten ihn abwechselnd Jörg und Chef (das ging dem runter wie sonst was, hatte ja schon einen Komplex, der Kleine) und so war es nicht schwer, ihn zu überreden, unterwegs am Getränkemarkt anzuhalten und noch was Bier zu holen. Kalle kaufte auch ne Pulle Bommerlunder, so als Absacker.

Das Spiel Südkorea: Mexiko haben wir abwechselnd geguckt. Einer musste ja immer die Manndeckung draußen übernehmen, mit Fennemann am Grill stehen, über Mannschaftsgeist quatschen, zur Not sogar was übers Radfahren fragen, während wir anderen mit der Fernseh-Raumdeckung beschäftigt waren. Erfolgreiches Pressing, würde ich sagen, der kam nicht einmal rein.

Richtig herausfordernd wurde es dann aber nach dem Essen, als das Spiel Deutschland-Schweden näher rückte. Son bisschen was gezwitschert hatte sich der Fennemann schon, dank unserer Daueroffensive („Noch'n Bier, Jörg?^c“), aber nun war es höchste Zeit für das finale taktische Foul.

Kalle hielt demonstrativ die Pulle hoch, Micha reichte die Gläser rum und wir alle kippten uns einen hinter die Binde. Und noch einen. Und einen dritten. Da wir dicht im Pulk um die Flasche standen, kriegte der Fennemann gar nicht mit, dass unsere Eiswürfel im Gegensatz zu seinen in Leitungswasser schwammen.

Dann war der Anpffff.

Aber was soll ich sagen, der Fennemann hatte einfach zu viel Adrenalin – und zu viele verdrängte Aggressionen. Das war wie nach der Sauna – statt friedlich zu entspannen, drehte er jetzt richtig auf und fing doch glatt an, uns zu beschimpfen. Wir würden nur mauern, er sei ja nicht blöd, aber er hätte die Schnauze voll, jetzt sei Schluss mit lustig, er würde uns in Zukunft das Leben sowas von zur Hölle machen, er brauche ein neues Team, junge, dynamische Leute, wir würden schon freiwillig gehen, denn er würde uns das Leben sowas von zur Hölle machen ... und so weiter. Während Deutschland zu viele schwedische Beine und partout nicht das

Tor traf.

Also, der Fennemann musste schleunigst vom Platz, da half nur noch ein schweres Foul.

„Du hast sowas von Recht, Jörg“ sagten wir, packten ihn links und rechts unter, der Kalle flößte ihm noch einen vierten und zur Sicherheit einen fünften Klaren ein und das war's mit dem Fennemann, der konnte auf die Bank. Auf die Saunabank nebenan, wir würden ab und zu nach ihm sehen. Dachten wir.

Nach der ersten Halbzeit waren wir völlig mit den Nerven runter, Schweden in Führung und ein blutüberströmter Rudy mit Nasenbruch, aber ich machte trotzdem kurz die Saunatür auf, alles okay, Fennemann schnarchte.

Aber dann kam der Ausgleich in der dritten Minute und wir, wir kamen einfach nicht mehr weg von der Glotze! Ne, das war Psychoterror. Unsere Jungs kriegten und kriegten den Ball nicht rein.

„Einer sollte mal nach dem Fennemann gucken“ sagte Kalle zwischen- durch und wir alle nickten, kippten einen Klaren und blieben sitzen. Dann, endlich, die Erlösung. In der buchstäblich letzten Minute Freistoß und – der Kroos haut das Ding rein! Tor!

Wir brüllten, fielen uns um den Hals, hauten uns noch einen Klaren rein und dann erst fiel uns der Fennemann ein.

Tja, und dann waren wir schlagartig wieder nüchtern. Jürgen und Wilfried schleppten ihn raus auf den Rasen und starteten mit der Wiederbelebung, Kalle rief den Notarzt, Micha rannte zur Straße zum Signalgeben, ich riss mir das Hemd vom Leib, tunkte es in den See und wrang es über dem Fennemann aus ... aber da war nichts mehr zu machen.

„Scheiße, wer kann denn ahnen, dass dieser Freak im besoffenen Kopf die Sauna anschmeißt“ stöhnte Wilfried.

Nein, wir konnten uns das alle nicht erklären.

Der Polizei haben wir erzählt, dass der Fennemann als Fußballmuffel

draußen im Liegestuhl eingeschlafen wäre und wir gar nicht mitgekriegt hätten, dass er sich in die Sauna geschlichen habe und auch nicht, dass er derartig geladen hätte, der hätte sich wohl heimlich am Bommerlunder bedient.

Okay, das war nicht ganz die Wahrheit, aber auf diese Version hatten wir uns schnell geeinigt, wir wollten die Sache ja nicht verkomplizieren und hielten da echt zusammen. Wie gesagt, der Geist von Malente, da ist schon was dran!

Zur Not hätten wir natürlich auch alle schwören können, dass die Sauna eiskalt war, als wir ihn dort platziert hatten. War wirklich so. Allerdings muss ich zugeben, dass die Temperatur mit Beginn der zweiten Halbzeit rapide anstieg, nur kurz, nachdem ich reingeschaut und ein bisschen am Rädchen gedreht hatte.

In meinem Strafraum kenne ich keine Verwandten und der Fennemann wurde gefährlich. Wir müssen noch bis zur Rente durchhalten, ohne dass uns ein Fuzzi mit Napoleonkomplex schikaniert.

Ja, irgendwer musste die Führung übernehmen. Wie damals in der Nacht von Malente. Und immerhin heiße ich Franz.

Der Schatz von Rungholt

Sie bringen das Holz. Oke Hansen kneift die Augen zusammen, und fixiert die Männer, die dabei sind, trockene Baumstämme von der Lade-
fläche eines Kleintransporters zu werfen. Einer hebt die Hand zum Gruß.
Oke nickt.

Sein Blick gleitet über das abfließende Meer. Er liebt die Priele, die
nun sichtbar werden. Die Kleinen, deren Verlauf sich täglich verändert, je
nach Meereswillen. Und die Großen, die sich durchgesetzt haben. Auch
an ihnen nagt das Wasser. Oke lächelt. So ist sie nun mal, die Nordsee, sie
nimmt und sie gibt.

Am seichten Ufer tummeln sich Urlauber, einige mit ausgebreiteten
Armen und hochgekrepelten Hosen. Ab und zu hört er ein verwun-
dertes Quieken, ein Rufen, Locken oder Kichern. Lange her, seine Zeit
als Wattführer. Er denkt an die Kinder, die den Matsch lieben und deren
Eltern, die wieder zu Kinder werden, wenn sich der Schlick einen Weg
zwischen ihren Zehen bahnt.

Oke zieht sich die Mütze vom Kopf, fährt mit den Fingern durchs
schneeweiße Haar. Er weiß, er wird sie wiedersehen, heute Nacht, wenn
das Feuer hoch zu lodern beginnt, das Johannisfeuer.

Der Wind frischt auf, schiebt den Wolkenvorhang beiseite, lässt Son-
nenstrahlen wandern über Watt und Meer. Gewitterlicht färbt die Wiesen
gelbgrün. Deichschafe grasen weiter, als würde sich nichts zusammen-
brauen.

Oke setzt die Mütze auf. Mit schweren Schritten geht er landeinwärts,
an den Gräben entlang, die das Wasser abfließen lassen und die Felder
gleichsam voneinander trennen.

Sein alter Hof steht etwas abseits, gleich hinterm Deich, zwar auf einer
leichten Anhöhe, aber trotzdem gut versteckt hinter verwilderten Rosen-

und Fliederbüschen und windkrummen Bäumen.

Dort angekommen, schiebt er das Gartentor beiseite, zieht den Schlüssel aus der Jackentasche und öffnet die Tür.

Oke sitzt am Küchentisch, vor sich einen Pott Tee mit Schuss. Er starrt auf die Kerben und Schnitte in der Tischplatte. Einmal noch, einmal noch die Glocke von Rungholt hören, dann ist's gut.

Beim Aufstehen hält er sich an der Stuhllehne fest, dann schlurrt er in die gute Stube.

Nur leicht berührt er die Reste der Tontöpfe und Krüge, die Fliesenscherben in Blau, die moosgrünen Ofenkacheln und die Knochenstücke der Tiere. Gut sortiert liegen sie in den Regalen.

Mit zittrigen Fingern streicht Oke über die Inschrift eines Tellers: „Gott wes me grädig“. Er nickt. Wird Zeit, dass der Kram ins Museum geht. Und der Schatz? Er schüttelt den Kopf. Der bringt Unglück, weckt die Gier, wie damals. Lange her, sehr lange, das ist gut. Vielleicht einen Teil davon. Ein, zwei kleine Teile?

Er muss sich beeilen, die Urlauber, vor allem die Kinder von Nordstrand warten schon auf ihn.

„Oke, ein Bier? Zum Ölen sozusagen, bevor du uns wie jedes Jahr mit deinen Geschichten beehrst?“

Oke hält inne. „So wie du, Hinnerk, mit deinem Getränkewagen.“

Hinnerk lacht und reicht ihm ein geöffnetes Duckstein. Wassertropfen laufen über seine Hand. „Genau so ist das. Wie die Alten, so die Jungen. Seit Vater verschwunden ist ... was soll ich machen? Dann mal Prost, Oke. Ach ja, alles Gute noch. Wie alt bist du denn jetzt?“

Oke winkt ab, geht hinunter zum Feuer. Groß ist es wieder. Er nickt zufrieden.

„Da ist er ja, unser Experte.“ Thies zeigt auf den Stuhl, der neben ihm steht. „Dein Thron, Oke.“

Ein Lächeln huscht über Okes Gesicht, als er sich setzt. Er nimmt den

ersten Schluck. Es schmeckt nicht. Kurz schaut er auf's Etikett.

Thies stellt die Musik ab und pustet ins Mikrofon. „Liebe Freunde der Johannisnacht, es ist so weit. Unser Oke Hansen ist eingetroffen, wie jedes Jahr pünktlich kurz vor Mitternacht. Ein waschechter Seebär, der dem Blanke Hans so manches Mal entwischt ist mit seinem Kutter.“ Das Mikro pfeift, Gäste stöhnen auf.

Thies schiebt ein paar Regler nach unten. „Ja. Also. Unser Oke kennt das Watt und alles, was darin lebt und liegt zwischen hier, der Deichkro-ne Fuhlehörn, Rungholtsand und der Hallig Südfall besser als den Inhalt seiner Taschen. Nicht wahr, Oke?“

Oke drückt die Handfläche gegen die kleine Ausbeulung in seiner Ja-cke. Hatte der was gemerkt? Das konnte nicht sein. Sicher nur das übliche Theater. Er streckt die Hand nach dem Mikro aus. „Nun gib schon her.“

Thies weicht ihm aus. „Oke hat heute Geburtstag, ja. 1936 wurde er in der Johannisnacht geboren.“

Raunen, aber auch unterdrücktes Kichern ist zu hören.

Oke schüttelt den Kopf. „Lass gut sein.“

„Dann übergebe ich jetzt das Mikrofon an Oke Hansen. Er wird uns in die Zeit Rungholts entführen. Fragen gerne am Ende.“

Endlich. Oke räuspert sich. Als er aufsteht, taumelt er leicht. Er sucht einen sicheren Stand im Sand und wartet ein wenig. Dann beschreibt er mit einem Arm einen großen Bogen Richtung Meer. „Rungholt.“ Seine tiefe Stimme hallt über den Strand, einige Zuhörer zucken zusammen.

„Heute bin ich über Rungholt gefahren,
die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren.

Noch schlugen die Wellen da wild und empört,
wie damals, als sie die Marschen zerstört.

Die Maschine des Dampfers schütterte, stöhnte,
aus den Wassern rief es unheimlich und höhnte:

Trutz, Blanke Hans!“

Oke macht eine kleine Pause und setzt sich nieder. Seine Augen sind feucht. „Jahrelang bin ich mit meinem Krabbenkutter rausgefahren, der

„Rungholt“. Wie mein Vater auch und vorher der Großvater. Immer hier. Das war unser Gebiet. Als ich Kind war, da hatten wir mal was im Netz. Eine große Scherbe war das, von einem Teller. Bei Ebbe sind wir dann rausgegangen und haben gesucht, Großvater und ich. Er grub mit mir nach Scherben, zeigte mir meinen ersten Brunnen. Dabei hat er mir von Rungholt erzählt. So fing alles an. Bis heute hat mich das nicht losgelassen.“

Oke nippt am Bier. Seltsam. Mit dem Handrücken wischt er sich über den Mund.

„Reich soll sie gewesen sein, die Stadt. So heißt es auch in dem Gedicht von Liliencron „Trutz, blanke Hans“:

Rungholt ist reich und wird immer reicher,
kein Korn mehr faßt selbst der größte Speicher.
Wie zur Blütezeit im alten Rom
staut hier alltäglich der Menschenstrom.
Die Sänften tragen Syrer und Mohren,
mit Goldblech und Flitter in Nasen und Ohren.
Trutz, Blanke Hans!“

Er räuspert sich. „Vor der Großen Mandränke um 1362 sah die Nordseeküste anders aus. Inseln wie Sylt, Föhr, Amrum und unsere Halligen gab es nicht. Hier, zwischen Pellworm und Südfall, überall fruchtbares Marschland. Drauf siedelten Menschen, bestellten ihre Felder, hatten gutes Vieh. Die Ernten waren so reichlich, dass die Bauern davon verkaufen konnten. So wurde Rungholt eine kleine Handels- und Hafenstadt.“

Oke schaut in die Runde, alle lauschen gebannt. Er nickt zufrieden. „Den Rungholdern ging es gut, zu gut. Der Reichtum stieg ihnen zu Kopfe. Sie vernachlässigten ihre Deiche, verhöhnten den Blanke Hans. Nicht nur ihn, sagt die Legende. Eines Nachts hatten es die Bauern auf die Spitze getrieben. In einem Wirtshaus machten sie eine Sau betrunken, legten sie in ein Bett. Sie riefen den Prediger. Er sollte dem „Kranken“ die letzte Ölung reichen. Der Kirchenmann erkannte schnell den Betrug und wollte sich davonmachen. Doch die Bauern hielten ihn fest, verspotteten

und zwangen ihn, mitzutrinken. Über seine Abendmahl-Utensilien schütteten sie Bier.

Als sie endlich von ihm abließen, ging er zur Kirche und bat Gott, die Bauern für ihren Frevel zu strafen. In der Nacht warnte ihn Gott vor einer Sturmflut. Also verließ er Rungholt, mit zwei Jungfrauen. Die Drei überlebten als Einzige.“

Oke steht auf, schließt kurz die Augen und hält sich das Mikro direkt vor den Mund. Dann wandert sein Blick übers schwarze Watt.

„Ein einziger Schrei- die Stadt ist versunken,
und Hunderttausende sind ertrunken.

Wo gestern noch Lärm und lustiger Tisch,
Schwamm andern Tags der stumme Fisch.“ Seine Stimme wird leise.

„Heut bin ich über Rungholt gefahren,
die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren.

Trutz, Blanke Hans!“

Stille.

Das Feuer knistert. Funken stieben auf, als ein dickes Stück Holz in sich zusammen bricht.

In diesem Moment setzt der Applaus ein, Oke setzt sich und reicht Thies das Mikrofon.

„Nicht so schnell, nicht so schnell, Oke. Du kannst uns noch viel mehr erzählen.“

Oke wischt mit schweißnassen Handflächen über seine Hose. Er weiß, was jetzt kommt und freut sich drauf. Die Fundstücke aus dem Watt. Er wird von den Grassodenfundamenten der Häuser erzählen, von den Knochen und den Scherben. Und davon, wie er sie wieder zusammengeklebt hat.

„Oke, du gehörst ja zu den wenigen Auserwählten, die die Glocke von Rungholt hören, nicht wahr?“

Oke zuckt zusammen. Das hatte er noch nie erzählt, jedenfalls nicht

hier vor den vielen Fremden.

„Ja“, stammelt er, „ich kann sie hören. Manchmal nur.“

Ein Raunen geht durch die Menge.

„Wirst du sie heute hören? Schließlich ist Johannismacht.“

Oke schüttelt den Kopf. Was will Thies von ihm?

„Dann erzähl doch mal.“ Thies hält ihm das Mikro vor den Mund.

„Nur alle sieben Jahre kann ich sie hören, wenn Rungholt auftaucht, Mitternacht. Dann höre ich die Glocke.“ Okes Stimme wird leise. „Sie trauert um die Menschen und Tiere. Erzählt von qualvollem Tod. Sie mahnt uns vor Hochmut, Leichtsinn und Gotteslästerung.“ Er nickt vor sich hin.

„Und wieso habe ich sie noch nie gehört? Oder die vielen anderen, die hier wohnen?“

„Weil sie geläutet hat, die Glocke, bei meiner Geburt. Eine stürmische Nacht, ja, eine schlimme Nacht soll das gewesen sein, damals.“ Er steht auf. Die Bierflasche kippt in den Sand. „Darüber will ich nicht reden. Ich geh jetzt.“

Thies hält ihn fest. „Aber, Oke, du bist doch DER Auserwählte hier. Nur deshalb konntest du den Schatz von Rungholt finden, nicht wahr? Du hast ihn doch.“

Der Schatz! Oke spürt ein Kribbeln unter der Haut. Ihm schwindelt. „DEN einen, großen Schatz gibt es nicht“, presst er hervor. „Sicher haben auch Rungholts Bauern oder Händler Sachen in Tontöpfe gesteckt und vergraben. Für schlechte Zeiten oder aus Angst vor Überfällen. Damals machte man das halt so.“ Oke zerrt sich los. Er ballt seine Hände, dass es schmerzt in den Fingern. „Ja, Thies, so einen Topf hab ich ausgegraben. Nach einem Sturm. Lange her. Da waren Dinge drin, wie die hier in meiner Tasche. Die wollte ich heute zeigen. Aber jetzt will ich nicht mehr.“ Er dreht sich weg und stapft davon.

„Endlich hat er`s gesagt.“ Hinnerk öffnet ein Bier und schiebt es sei-

nem Freund zu. „Gut gemacht, Thies.“

„War ja auch Sinn der Sache, nicht wahr? Dein Bier hat geholfen, besser die Mischung.“ Sie lachen auf und stoßen an.

Hinnerk schaut sich um. „Zwei Stunden noch, dann kann ich schließen. Und dann ...“ Er zwinkert Thies zu.

Der knallt seine leere Flasche auf den Tresen. „Weiß nicht, Hinnerk, ihn zu provozieren und schlafen zu legen ist die eine Sache, aber ... ein Einbruch?“

„Quatsch, Einbruch. Wir sehen nur mal nach ihm, weil er so komisch drauf war. Schließlich ist er nicht mehr der Jüngste.“

„Gut. Nicht mehr. Los, gib mir noch eins.“

Hinnerk greift in die Kühltruhe. Die Flasche zischt, als er sie öffnet. „Ein Schatz. Mein Vater hatte also recht. Ich schwöre dir, der Alte hat was mit seinem Verschwinden zu tun.“

„Du steigerst dich da in was rein. Das ist nicht gut.“

„Oh, nein. Hab ihn aus der Kneipe geholt, in der Nacht, besoffen, wie immer. Da hat er`s mir erzählt. Irgendwann ist er noch mal los, ganz sicher zu Oke.“

„Die Polizei hat auch bei ihm gesucht, mit Hunden.“

„Scheiß auf die Hunde. Es hat geregnet.“ Hinnerk schwenkt die Flasche mit seinem Rest Bier. „Ich geh nachher hin, gerne alleine. Der Schatz steht mir zu, als Entschädigung sozusagen.“

Tief gebeugt sitzt Oke am Küchentisch, eine Leselampe spendet ihm Licht. Er starrt auf die Figur in seiner Hand, den Torso einer Frau, aus Bernstein geschnitzt, mit weit vorgewölbten Bauch aus Bergkristall. Ein Fruchtbarkeitssymbol, wunderschön. Unentwegt gleitet sein Daumen über die vollen Rundungen.

Hätte sie lassen sollen, wo sie lag. Unglück wird sie wieder bringen, wie die Münze auch. Er nickt vor sich hin.

Eine heftige Windböe rauscht durch die Büsche und Bäume. Das alte Gebälk unter dem Reetdach ächzt. Oke schaut auf. Regen prasselt gegen

die geteilten Scheiben, lässt sie verschwimmen.

Ein Schatten huscht am Fenster vorbei, ein zweiter.

Oke schiebt den Torso in die Hosentasche. Er richtet sich auf, und heftet seinen Blick auf die nur angelehnte Küchentür. Gleich.

„Die Haustür ist offen, Hinnerk. In der Küche ist Licht. Der ahnt, dass wir kommen. Lass uns gehen.“

„Halt`s Maul!“ Es scheppert im Flur. „Verdammt!“

„Scheiß Eimer, den hat er absichtlich hingestellt. Lass uns abhauen. Hinnerk, hörst du?“

Oke atmet tief durch. Gleich.

Langsam öffnet sich die Küchentür.

„Oke!“ Hinnerk und Thies stehen im Türrahmen.

„Wieso schläfst du nicht?“

Oke presst die Lippen zusammen. „Dein Bier war fad, Hinnerk, hatte ... Beigeschmack.“ Er stemmt seine Handflächen gegen die Tischplatte. Langsam steht er auf. „Geht jetzt, bitte.“

Hinnerk eilt auf ihn zu. Vor dem Tisch bleibt er stehen. „Sag mir, wo er ist.“

„Wer?“

Hinnerk holt tief Luft. „Also doch.“ Sein Körper strafft sich. „Er war hier, nicht wahr?“ Blitzschnell packt er Oke am Hemd, und schiebt ihn durch die Küche.

Ein stechender Schmerz durchzuckt Oke, als er mit dem Rücken gegen das Holzregal knallt. Geschirr scheppert, einige Teile zerspringen auf den Dielen. Verzweifelt versucht er, seine Hände unter Hinnerks Unterarm zu schieben, den er gegen seine Kehle drückt. Blitze zucken hinter seinen zusammengepressten Lidern.

„Wo ist er, du Scheißkerl. Ich bring dich um!“

„Hör auf, Hinnerk! Er hat den Schatz gemeint, den Schatz!“

Der Druck auf Okes Hals lässt nach. Er japst nach Luft und öffnet die Augen. Thies hat Hinnerk weggedrängt. Der taumelt umher, die Hände

vorm Gesicht.

Oke reibt sich am Hals und flüstert: „Die Gier hat dich hergetrieben, Hinnerk. Wolltest das Haus auf den Kopf stellen, nicht wahr?“ Er wankt zur Spüle und trinkt etwas Wasser aus der hohlen Hand. „Du bist wie dein Vater, ganz genau wie er damals.“

Hinnerk springt auf ihn zu und reißt ihn herum. „Ich werde die Wahrheit aus dir herausprügeln, alter Mann.“ Er schleift Oke zum Tisch und schiebt ihn auf den Stuhl. „Wo!“ Er hebt den Arm.

„Es reicht, Hinnerk!“ Thies hält ihn fest. „Wir geh`n.“

Hinnerk wehrt ab. „Das ist `ne Sache zwischen ihm und mir, Thies. Verschwinde.“ Blitzschnell schlägt er Oke ins Gesicht. „Wo?“

Oke japst nach Luft, seine Wangen brennen. Er greift in die Hosentasche, seine Finger umschließen die kleine Figur. „Er bringt euch Unglück, der Schatz. Hier.“ Er öffnet die Faust.

Thies tritt näher und reißt ihm den Torso aus der Hand. „Was ist das? Bernstein? Kristall?“ Er hält die Figur gegen das spärliche Licht.

„Eine Fruchtbarkeitsgöttin. Sie war in dem Topf.“

„Schau doch, Hinnerk, die ist wertvoll! Damit können wir richtig gut Geld machen!“

Hinnerk schüttelt den Kopf und zischt. „Wo ist er? Wo hast du ihn ...?“

„Mensch, Oke, nun sag ihm schon, wo der Rest liegt.“

Oke schüttelt den Kopf. „Nehmt die Göttin und geht, bevor es zu spät ist.“

Wieder holt Hinnerk aus, mehrmals saust seine Hand auf Oke nieder.

Oke kippt vom Stuhl, hart schlägt er auf.

„Vielleicht unten, im Keller?“ Thies eilt zu der Tür in der Ecke. „Hinnerk, komm doch. Der läuft nicht mehr weg, der hat genug.“

Oke hört, wie sich Schritte entfernen. Er blinzelt, sein Kopf dröhnt. Übelkeit steigt in ihm hoch, als er sich aufrichtet. Ein Poltern und Schep- pern. Diese dummen, dummen Jungs! Mühsam steht er auf und wankt Richtung Keller.

Krampfhaft hält er sich an der dünnen Eisenstange fest, als er die steile

Treppe hinunter steigt. Leise stöhnt er bei jedem Schritt.

Die Regale liegen quer im Raum, überall Scherben. Thies schiebt sie mit der Schuhspitze hin und her.

Hinnerk zeigt auf die kleine Stahltür. „Die alte Zisterne. Dein Vater hat sie umgebaut damals, den Boden rausgenommen, sie tiefer geschachtet. Hab`s gesehen, als Kind. Da hast du ihn verscharrt.“

Oke spürt einen Stich in der Brust. „Oben, auf dem Tisch, liegt ein Hohlpfennig, 1360 geprägt. Er ist einzigartig. Nehmt ihn dazu und geht.“ Er atmet schwer.

Ein Grinsen macht sich auf Hinnerks Gesicht breit. „So kurz vorm Ziel?“ Er runzelt die Stirn. „Thies.“

Thies nickt und schiebt den rostigen Riegel beiseite und öffnet die Tür. Modriger Geruch breitet sich aus.

Thies macht Licht. Leicht gebückt steigt er in die Zisterne, Oke kann seine Ungeduld sehen.

„Boah, Hinnerk, komm! Die ist riesig, im Vergleich zu den anderen. Mensch, hast du die Kacheln gesehen?“ Thies Stimme klingt hohl.

„Wir sind nicht wegen der Kacheln hier.“ Hinnerk greift nach dem Spaten und der Schaufel, die in einer Ecke des Kellers stehen und steigt Thies hinterher.

Oke hört, wie der Spaten in den Kies gestoßen wird, immer und immer wieder. Gleich werden sie ihn finden.

„Ich hab was, Hinnerk, hier! Was Hartes, Großes.“ Die Schaufel prallt gegen die Wand. „Verdammt, was ist das? Eine Jacke? Er hat den Topf in seine alte Jacke gewickelt, der alte Depp.“

„Zeig her ... her damit, hab ich gesagt!“

„Scheiß auf den Fetzen. Hier, der Topf! Ich hab ihn, Hinnerk, ich hab

ihn!“

Stille.

„Geh beiseite, Hinnerk, ich verschwinde.“

„Die Jacke, die ist von meinem Vater. Kapierst du, was das heißt?“

„Mir doch egal. Lass mich los!“

„Du gräbst weiter!“

„Ich schieß` auf deinen Alten! Ein Schläger und Säufer. Sei froh, dass du ihn los bist!“

Ein dumpfer Schlag, Oke zuckt zusammen.

Und wieder wird der Spaten in den Boden gerammt, und wieder und wieder.

Gleich! Oke bekommt kaum noch Luft, sein Herz krampft. Nur wenige Schritte ... er hält die Tür in der Hand.

Einmal noch die Glocke hören, einmal nur!

Die Tür kracht ins Schloss. Fäuste schlagen dagegen. Oke schiebt den Riegel davor.

Und löscht das Licht.

Geschichte 10:**Schneetreiben**

30.12.1978

„Hendrik, wach auf! Da klopft einer!“

Doch Hendrik schnarcht. Atemwölkchen puffen aus seinem Mund.

Wieder klopft es am Fensterglas.

„Hendrik!“ Silke rüttelt an seiner Schulter. „Da steht einer.“

„Quatsch nicht“, knurrt Hendrik. „Wie soll das gehen im ersten Stock? Schlaf weiter.“

Silke wickelt sich das Federbett um den Körper und schleicht zum Fenster. Auf der Scheibe haben sich über Nacht Eisblumen gebildet. Schemenhaft erkennt sie ein Gesicht. Friedhelm!

Leise öffnet sie das Fenster. Mit einem Knall reißt ihr der Wind den Flügel aus der Hand. Schneeflocken stürmen ins Zimmer.

„Silke!“ Hendrik brüllt. „Bring sofort die Decke zurück! Ich erfriere.“

Silke kämpft mit dem heftig schlagenden Fensterflügel.

„Moin, Friedhelm.“

Er steht ihr gegenüber, hier im ersten Stock. In seiner bunten Jacke, mit Skistöcken und Eiszapfen in seinem Bart.

Friedhelm schiebt die Schneebrille hoch. Der Strahlenkranz um seine Augen! Silke hält die Decke am Hals fest zusammen.

Friedhelm zieht sich mit dem Mund den Fäustling von der Hand und

reicht sie ihr über das Fensterbrett hinweg. „Grüß di, Silke.“

Sie erkennt Reste von Ölfarbe. Die Hand eines Künstlers.

Die Daunendecke verrutscht und gibt Silkes Schultern frei.

„Kannst du fliegen?“, fragt sie schnell.

Friedhelm lächelt.

Er macht eine ausladende Geste mit seinem Skistock. „Schau!“

„Mein Gott! Das sind ja Massen!“

Friedhelm steht auf einer Schneewehe. Die Nachbarhäuser fast vollständig versunken im Schnee. Ihre Dächer tragen meterhohe Schneemützen. Die Straßenlaternen bis zum Kragen verschluckt. In ihren Lichtkegeln Schneestriche, fast waagrecht im Sturm.

„Wo hast du die Skier her?“, fragt sie.

„Aus der Heimat. Grüß Gott, Hendrik“, ruft er Richtung Bett.

In der Morgendämmerung sieht Silke, wie Hendrik die Lippen zusammenpresst. Zitternd schlüpfte er in seine Pantoffeln. Ohne ein Wort verlässt er das Schlafzimmer.

„Schön siehst du aus am Morgen“, sagt Friedhelm. Der Sturm reißt seinen Atem von den Lippen.

Silke schweigt.

„Diese Pracht muss man malen.“

Sie ist nicht sicher, ob er vom Schnee spricht.

„Silke!“, schreit Hendrik von unten.

„Ich muss“, sagt sie.

Friedhelm nickt. Sie schließt das Fenster.

Auf der Treppe verheddert sie sich in der Decke. Sie strauchelt, fängt sich gerade noch. „Warum ist es so dunkel hier?“

Vor den Fenstern eine Wand von Schnee. Gegen diese Dunkelheit kommt die einsame Deckenleuchte nicht an.

Da sieht sie es. Ein Berg von Schnee hat die Terrassentür eingedrückt und sich ins Wohnzimmer geschoben. Der eisige Sturm treibt immer

weiter Schnee hinein.

„So ´n Schiet!“, brüllt Hendrik gegen das Heulen an. Er hockt da, in seinem Anorak, mit nackten Beinen in durchnässten Pantoffeln und stochert im Holzofen. „Was wollte der Papagei in seiner bunten Jacke?“

„Wollte nur kurz hereinschneien.“

„Das ist nicht witzig.“

2018

„Gut, dass Sie da sind“, die Pflegerin reicht Julia die Hand. Zieht sie hinein ins Haus. „Ihre Mutter schläft“, sagt sie mit einem Blick nach hinten.

Die Tür zum Wohnzimmer steht einen Spalt weit offen.

Julia legt Schal und Mütze ab. In der Stille des Hauses fällt das Ticken der Standuhr ihrer Kindheit umso mehr auf.

30.12.1978

Der Wind wirft die Flügel der Terrassentür hin und her. Sie scheinen sich verfangen zu haben zwischen Wand und der Schneelawine im Wohnzimmer.

„Das Schloss ist rausgesplittert“, ruft Hendrik. „Muss irgendwie zum Schuppen kommen, Bretter holen.“

Er klettert den Schneeberg hoch, der fast die ganze Türöffnung nach draußen ausfüllt. Immer wieder sinkt er ein. Er nimmt die Hände zur Hilfe. Hendrik drückt sich durch den noch verbliebenen Spalt hinaus. Und ist weg.

Silke vergeht der Atem. Das Federbett gleitet zu Boden. Sie läuft nackt die Treppe hinauf, springt in ihre Jeans, wirft sich einen Pullover über.

Vor dem Fenster bringt ihr Atem die Eisblumen zum Schmelzen. Sie schaut in die Weite. Langsam beruhigt sie sich.

Ihr Blick fällt auf Hendrik. Wie er sich müht, den Weg zu ihr freizu-

schaufeln.

2018

Julia sitzt am Bett ihrer Mutter. Die Pfleger haben das Bett ins Wohnzimmer gestellt. Von hier aus kann Silke die freie Sicht durch die Terrassentür in den Garten genießen. Wenn sie wach ist. Doch diese Momente werden weniger, hat die Pflegerin gesagt.

Auch jetzt sind ihre Augen geschlossen.

„Mama?“

Silke öffnet die Augen. Ihr Sprechen ein Hauchen. „Du bist da.“ Die Ahnung eines Lächelns huscht über ihr Gesicht.

„Ja, Mama.“ Ich bleibe bis zum Schluss, denkt Julia.

„Das ist gut“, Silke schließt wieder die Augen.

30.12.1978

Silke stemmt sich mit der Macht ihres jungen Körpers gegen die Terrassentür. Es hat lange gedauert, bis Hendrik geschafft hat auch den Schnee im Zimmer zur Seite zu schaufeln. Jetzt hämmert die Tür mit Brettern zu. „So, das muss halten.“ Trotz der Kälte ist sein Haar verschwitzt.

Das lange Heulen einer Sirene ertönt.

„Schietkroms, muss los.“

„Mach wenigstens vorne die Haustür frei“, bittet Silke. „Der Schnee vor den Fenstern, Hendrik, ich kann nicht atmen.“

„Keine Zeit. Muss den Männern helfen.“

2018

Silkes Atem geht flach. Julia sitzt neben ihrem Bett und hält die Hand ihrer Mutter. Ihr Blick gleitet durch das Wohnzimmer. Seit dem Tod ihres Vaters ist sie nicht mehr hier gewesen. Alles ist wie eh und je. Der Holzofen. Eckbank und Eichentisch. Das Gemälde an der Wand, die gerahmte

Urkunde.

Doch das Foto von ihrem Vater ist verschwunden.

30.12.1978

Silke schaufelt den Schnee vom Wohnzimmerteppich in Eimer. Da hört sie, wie jemand draußen ihren Namen ruft. Sie steigt die Treppe hinauf, nimmt die Eimer mit, um sie aus dem Schlafzimmerfenster zu kippen. Dort unten steht Hendriks Mutter, die Kleidung voll Schnee. Sie lehnt sich gegen den Wind und hält mühevoll einen Kessel hoch. „Ich hab Supp gekocht“, schreit sie. „Wenn die Mannslüüd zurückkommen, brauchen sie was Ordentliches zum Aufwärmen.“

„Eigentlich wollte ich das machen, Gesa.“

„Ich weiß doch, was denen schmeckt. Hilf mir mal rauf.“

„Hättest du angerufen, ich wär sie holen gekommen.“

„Die paar Meter.“

Silke klettert aus dem Fenster. Mehr schlittert sie den Hügel herab, als dass sie geht. Der Wind treibt ihr den Schnee in den Kragen. Eiskristalle piksen in ihr Gesicht. Sie nimmt den Topf entgegen, versinkt bis zur Hüfte im Schnee. Sie bugsiert ihn die Schneewehe hinauf und stellt ihn auf dem Fenstersims ab. Dann zieht sie ihre Schwiegermutter nach oben.

„So viel Schnee hat es hier mein Lebtag nicht gegeben.“ Hendriks Mutter lässt sich auf die Eckbank fallen. „Warum ist es hier so kalt?“

„Hatten ein kleines Schneegestöber im Haus.“

„Hab schon gehört. Hendrik war kurz da, um nach mir zu schauen. Schalt mal das Radio an.“

In Fehmarnsund ist die Ostsee über die Ufer getreten. Zusätzlich verursacht eine Schneeflut Verkehrschaos. Die Polizei rät dringend davon ab, die Fehmarnsundbrücke ...

Der Sturm scheint dem Haus bei lebendigem Leibe die Wärme zu ent-

ziehen.

Silke legt ihre Hand auf die Heizkörper. Kalt. Sie dreht die Ventile auf. Nichts. Das vertraute Geräusch, wenn das Wasser einströmt, bleibt aus.

Die paar Scheite, die Hendrik hineingelegt hat, sind längst heruntergebrannt.

Sie muss raus, Holz holen, für den Ofen.

2018

Silke schlägt die Augen auf. „Der Ofen, er hat uns damals das Leben gerettet, Julia.“

„Ja, Mama, ich weiß.“ Wie oft hat ihre Mutter ihr diese Geschichte erzählt. Vom Katastrophenwinter.

Und jedes Mal, wenn sie zu erzählen begann, verließ Julias Vater den Raum.

30.12.1978

Der Himmel sieht aus, als gäbe es ihn nicht. Ein weißes Loch, aus dem Eisstücke stürzen. Wie wilde Nadeln schießen sie ihr entgegen und stechen ihr in die Augen. Schnell senkt sie den Kopf. Silke zieht den Schal über die Nase und bedeckt, so gut es geht die Augen mit einer Hand, während sie mit der anderen weiterschaut. Unmöglich. Im Nu ist alles, was sie freigelegt hat, wieder zugeschneit. Sisyphus, denkt sie. Sie gibt auf und geht ins Haus.

Vom Flur aus hört sie schon die Stimme des Radiosprechers:

... orkanartige Böen peitschen das Ostseewasser gegen die Küste ...“

Silke spürt den prüfenden Blick ihrer Schwiegermutter.

„Wollt ihr nicht langsam mal Nachwuchs?“

„Ist doch wohl unsre Sache“, weicht Silke aus.

... Erste Deiche auf Fehmarn gebrochen. Weite Teile stehen unter Was-

ser ...

„Ich war neunzehn, als ich geheiratet habe.“

„Ja, deinen Vetter. War wohl nicht grad riesig, die Auswahl damals“, murmelt Silke mehr zu sich selbst.

„Ihr kennt euch doch auch euer Leben lang.“ Ihre Schwiegermutter lässt sich nicht beirren. „Worauf willst du warten? Bist schon zweiundzwanzig. Als ich so alt war wie du, war ich längst Mutter.“

Silke legt die Hand auf ihren Bauch.

Das erlösende Stampfen von Stiefeln beendet das Gespräch. Die Männer sind zurück.

„Bring mal ´nen Köm!“, ruft Hendrik aus dem Flur.

Silke holt die Flasche aus dem Schrank. Ihre Schwiegermutter bringt die Pinnchen und platziert sie auf den Holztisch vor die Männer. Sie nimmt Silke die Flasche aus der Hand. „Hier, das habt ihr euch verdient“, und füllt die Gläser bis zum Rand.

„Gesa, du bist töfte!“, sagen Hendriks Kollegen.

„Die Autos waren bis oben hin eingeschneit. Wären fast mit dem Feuerwehrwagen drübergefahren. Die Leute saßen schon die ganze Nacht fest“, erzählt Kollege Hein. „Jede Menge hatten Erfrierungen.“

Kollege Jan kippt den Köm runter. „Bei Jenni aus Vadersdorf hatten die Wehen eingesetzt. Der Hubschrauber hat sie geholt. Wir mussten Landungsfeuer machen, damit der überhaupt landen konnte. Das war Millimeterarbeit.“

„Jetzt wird gegessen, was Keerls?! Räum mal dein Zeug weg, Silke“, sagt Hendriks Mutter und wischt Silkes Malsachen zur Seite. Ein Buntstift rollt über den Tisch und fällt auf den Boden.

Mit einem Rums stellt sie den Suppentopf auf den Tisch. „Das duftet, was?!“

„Hendrik, deine Mutter ist die Beste!“

„Seid mal still“, zischt Hendrik und hält sein Ohr ans Radio:

Hochspannungsmasten knicken wie Streichhölzer. Vadersdorf und Gammendorf sind vom Rest der Insel abgeschnitten. Die Dörfer sind

ohne Wasser und Strom. Das THW versucht die Dörfer mit Medikamenten und Nahrungsmitteln ...

Da bricht der Ton ab.

Sie sitzen im Dunkeln.

2018

Julia rückt den Stuhl näher ans Bett ihrer Mutter. „Mama, ich werde noch einmal studieren.“

Silkes Gesicht bleibt regungslos.

„An der Kunstakademie.“ Julia ist nicht sicher, ob Silke sie wirklich hört. „Ich weiß nicht, ob ich wirklich begabt bin. Aber, wenn ich es jetzt nicht mache. Ich bin fast vierzig.“

Silkes Augen sind immer noch geschlossen, doch hebt sie die Hand, ein paar Zentimeter nur, deutet auf die Wand.

„Das Bild“, flüstert sie.

Mit dem Gemälde ist Julia aufgewachsen. Der Schneesturm, mit schnellen Pinselstrichen hingeworfen. Immer, wenn sie es betrachtet, zieht sich ihr Herz zusammen. Man erzählt, der Maler sei erfroren.

31.12.1978

Jemand reißt die Haustür auf. Der Luftstoß rüttelt bedenklich an der Terrassentür. Der Schal des Mannes verumhüllt sein Gesicht. Sie würde ihn immer erkennen. Auch ohne bunte Jacke. Er stampft sich den Schnee von den Stiefeln, zieht sich die Mütze vom Kopf. Seine grauen Haare stehen in alle Richtungen. Die Eisklumpen in seinem Bart schmelzen. Sein Gesicht ist gerötet, seine Augen müde.

„Ich habe den ganzen Morgen Petersen geholfen. Die Melkmaschine ist ausgefallen.“ Er haucht in seine steifen Hände. „Weißt du, wie viel Liter so ein Euter hat?“ Er hält die Hände über den Ofen. „Die Kühe haben gebrüllt!“ Er reibt sich durchs Gesicht. Auf einmal sieht er alt aus.

„Hier. Nimm!“ Silke reicht ihm einen KÖm. Seine Hand streift ihre, als er das Glas nimmt. Friedhelm scheint es nicht mal zu merken. Rasch

schaut sie sich nach ihrer Schwiegermutter um.

2018

Julia lauscht dem Atem ihrer Mutter. Sie bringt ihr Ohr ganz nahe an Silkes Mund, vergewissert sich, ob sie noch atmet.

Die Luft im Wohnzimmer riecht schal und abgestanden.

Die Standuhr tickt.

Julia steht auf und geht zum Bücherregal. Nimmt mal hier ein Buch heraus, mal dort. Sie überfliegt die Titel, schiebt sie zurück. Hinter einer Reihe Bücher liegt etwas. Julia rückt sie zur Seite. Eine Zeichenrolle. Sie zieht den Deckel ab.

31.12.1978

„Ich habe dir was mitgebracht.“ Friedhelm drückt Silke eine Zeichenrolle in die Hand. Sie sind alleine in der Küche. „Deine Zeichnungen. Du hast Talent.“

Ihr Herz macht einen Sprung. Ihre Wangen werden heiß.

Er streicht ihr mit einem Finger über das Gesicht. Hält an ihrer Oberlippe an. Für einen Moment gibt es nur sie beide.

„Komm mit mir“, flüstert er.

Sie lehnt sich ihm entgegen. Wenige Millimeter nur.

„Wir können gemeinsam malen, du und ich. Die Welt steht uns offen.“

Silke schließt die Augen. Er riecht nach Ölfarbe.

„Ich werde nicht bleiben, Silke.“

Als sie die Augen öffnet, sieht sie den Faltenkranz um seine Augen. Sie kommt sich plötzlich sehr jung vor.

Da betritt Hendrik die Küche. „Haben wir noch Klebeband?“

Sie spürt, wie sie rot wird. Silke zieht die Schublade auf und drückt ihm eine Rolle in die Hand. Er scheint nichts bemerkt zu haben.

„Wo bleibst du, Silke“, ruft die Schwiegermutter aus dem Wohnzim-

mer.

„Lass uns zu den anderen gehen“, sagt Silke.

2018

Julia zieht die vergilbten Blätter aus der Zeichenrolle. Kohlezeichnungen. Es raschelt, als sie sie auf dem Holzboden ausbreitet. Sie schiebt sie auseinander. Streicht sie glatt. Vorsichtig, damit sie nichts verschmiert. Immer wieder derselbe Mann, mit groben Strichen. Er liegt da, mit geöffneten Schenkeln, entspannt in seiner Nacktheit. Sein Glied. Groß. Kein junger Mann.

„Die sind stark.“ Sie entziffert die Signatur: Silke '78. „Hast du die gemacht?“

Silkes Gesicht eine Maske.

„Ich hab dich nie zeichnen sehen, Mama.“

Silke presst die Augen zusammen.

„Und bei mir hast du jeden kreativen Ausdruck untergraben. Schau mich an, Mama! Singen, malen, zeichnen, jeden Versuch hast du im Keim erstickt!“ Julia schiebt die Zeichnungen mit einem Rutsch zurück in den Köcher.

„Wer ist das, Mama!“

„Friedhelm.“

31.12.1978

Der Strom ist inselweit ausgefallen. Die Menschen auf Fehmarn frieren. Doch bei Silke brennt der Ofen. Die Nachbarn haben an die Tür geklopft und jeder hat etwas mitgebracht. Es ist voll geworden im Wohnzimmer.

Alle sitzen um den Eichentisch im Kerzenschein. Sie reichen Kuchen weiter und jeder schneidet sich ein Stück ab. Der KÖm steht auf dem Tisch. Hendrik schenkt sich immer wieder nach.

„Wir hätten die Dänen aus der Ferienwohnung doch einladen sollen“,

sagt Silke.

„Ach, Dänen“, sagt Hendrik. „Außerdem tut´s das Telefon nicht.“

Friedhelm spielt auf der Gitarre, einige Nachbarn singen. Es klopft an der Tür. Bauer Janssen steht draußen, auf seinem Schlitten hat er Schweinehälften.

„Du hast schwarz geschlachtet!“, sagt Hein.

„Die Ferkel wären sowieso gestorben. Bei den Minustemperaturen im Stall.“

„Ein Tiefkühlschwein, sozusagen“, grient Hendrik. Keiner lacht.

Er wendet sich dem Maler zu. „Klingt wie Katzengejammer, dein Geklampfe. Ein Papagei, der singt“, höhnt er.

Friedhelm legt die Gitarre auf die Bank. Er tritt ans Fenster und wischt das Kondenswasser von der Scheibe. „Es hat aufgehört zu schneien. Ich geh schlafen. Muss früh raus. Petersen helfen.“

„Bleib doch hier. Es ist Neumond. Es ist stockfinster draußen“, sagt Silke.

„Ich brauch ´ne Mütze voll Schlaf.“

„Pass auf, dass du nicht ´ne Mütze voll Schnee kriegst“, feixt Hendrik.

„Wer von euch kommt mit morgen? Wer kann noch melken?“ Der Maler guckt in die Runde. Keiner meldet sich.

„Sei doch vernünftig. Nirgendwo brennt Licht. Was ist, wenn du dich verirrst?“, sagt Silke.

Friedhelm mustert sie alle, wickelt sich den Schal um den Hals. Greift seine Taschenlampe und geht.

„Ich guck mal nach dem dänischen Pärchen“, sagt Hendrik, schnappt sich die Taschenlampe, zieht seinen Anorak über und schlüpft in seine noch nassen Stiefel.

2018

Julias Blick fällt wieder auf die Urkunde an der Wand. Sie steht auf und streicht mit einem Finger den Staub vom Rahmen. Liest den Text, obwohl sie ihn in all den Jahren längst auswendig kann. Ihr Vater ein Held. Sagt

die Feuerwehr.

„Hendrik hat dem dänischen Pärchen das Leben gerettet. Damals. In der Silvesternacht“, sagt Silke.

„Ich weiß, Mama.“

„Die Heizung war eingefroren.“

„Sie hatten versucht, mit dem Holzkohlegrill zu heizen.“

„Waren schon bewusstlos ...“, wieder fällt Silke in den Schlaf.

31.12.1978

Auf einmal kann Silke das Gejohle und die derber werdenden Scherze der anderen nicht mehr ertragen. Trotz der Kälte ist es schwül. Die Ausdünstungen der Nachbarn, ihre Atemluft, die nach Hochprozentigem riecht, ihre nassen Strümpfe.

Silkes Blase drückt. Sie verlässt das Wohnzimmer. Die anderen bemerken es nicht.

Die Wasserleitungen sind eingefroren. In der Kloschüssel treibt eine gelbe Flüssigkeit, in der Bröckchen von Eis schwimmen. Der strenge Geruch von Urin. Angeekelt schließt sie die Toilettentür wieder, nimmt sich eine Emailschüssel aus dem Schrank im Flur und steigt hinauf zum Dachboden. Draußen heult der Wind und rüttelt an den Dachpfannen.

Der Schein ihrer Kerze reflektiert in den Eisblumen auf dem winzigen Fenster im Giebel. Silke haucht gegen die runde Scheibe. Kratzt mit dem Fingernagel eine Öffnung hinein. Reibt mit dem Ärmel.

2018

Julia sieht die Augäpfel ihrer Mutter unter den Lidern hin und her

schnellen. Wie das Flackern einer Flamme.

31.12.1978

Zwei Irrlichter in der Nacht.

Gesichter blitzen auf.

Zwei Kämpfer.

Ein Licht fällt in den Schnee.

Kreisende Füße.

Ein Körper stürzt neben das Licht.

Ein Lichtstrahl fährt durch das Dunkel. Saust nieder. Auf den Mann.

Der im Schnee liegt.

2018

Silke hat aufgehört zu atmen. Sie ist gegangen, ohne noch einmal das Bewusstsein zu erlangen. Julia legt die Hand ihrer Mutter zurück aufs Bett.

Und schließt die Tür.

31.12.1978

Der Lichtstrahl verschwindet in der Ferne und verblasst.

Im Flackern des anderen Lichts ein bunter Haufen. Der versucht sich aufzurichten. Immer und immer wieder.

Es hat wieder angefangen zu schneien. Schneeflocken bedecken den bunten Haufen. Und decken ihn zu. Das Licht versinkt.

Plötzlich ist es still.

Silkes Atem beschlägt die Scheibe. Und wandelt sich zu Eisblumen. Die Sicht verschwimmt. Die Öffnung nur mehr eine Ahnung.

Und friert zu.

Geschichte 11:

Strandgut

„Mönsch, Hein, oller Jiffel!“

Grummelnd stapfte Jan seinem ausgeflippten Hund hinterher. Vor Freude über ihre ausgedehnte Abendrunde sprang dieser wie ein Duracellhase durch die Dünen, drehte sich kläffend um die eigene Achse und trieb seinen Herrn zur Eile an.

Jan schnaufte. Aus Ost-Nordost trieb heulender Wind mit 80 Stundenkilometern den für Norddeutschland typischen, feinen Sprühregen vor sich her. Und trotz Friesennerz und Troyer stand jedes einzelne seiner Härchen auf Brust und Armen senkrecht. „Schietwetter.“, knurrte er.

In der Dunkelheit vor ihm tauchten die Umriss der Pfahlbauten von St. Peter-Ording auf, an deren verwitterten Stelzen sich der Strahl seiner Taschenlampe brach. Nicht zum ersten Mal fragte sich Jan, wie diese Wahrzeichen seines Heimatortes den heftigen Herbst- und Winterstürmen über so viele Jahrzehnte hatten trotzen können. Sein ganzes, gut sieben Jahrzehnte langes Leben hatten diese fragil wirkenden Holzgebilde dort schon - je nach Wind und Tidenhub manchmal im Wasser, statt am Strand – gestanden. Als kleiner Junge hatte er in ihren Schatten die schönsten Sandburgen gebaut.

Nun sollten diese Stelzenhäuser aufgrund des ansteigenden Meeresspiegels tatsächlich versetzt werden, hatte er in der Zeitung gelesen.

Heute befand sich die Wasserkante allerdings durch den ablandigen Wind und Ebbe zum Glück in sicherer Entfernung.

Eine besonders heftige Böe ließ Jan straucheln, er hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben, doch seinem Münsterländer konnte das nichts anhaben. Mit der unbändigen Lebensfreude seiner erst zweieinhalb Jahre sprang er mit fliegenden Ohren durch den Sand, schnupperte hier, schnüffelte dort und achtete penibel darauf, an jeder strategisch wichtigen Stelle

sein Bein zu heben.

Unter Jans Gummistiefeln knirschten Pfahlmuscheln, die wie eine Spur aus unzähligen Haarspangen einen breiten Streifen im Sand zogen. Das Geheul des Sturms ließ seine Freude auf einen heißen Grog vor dem Kachelofen ins Unermessliche steigen.

Hein kannte ihre Runde schon und schlug einen Haken heimwärts in Richtung des sich im Sturm biegenden Dünengrases. Unbekümmert trabte er den Sandwehen entgegen, die Nebelschwaden gleich vom Land zum Wasser fegten und eine surreale Atmosphäre schufen.

Jan kniff die Augen zusammen, um sie vor den feinen Körnern zu schützen, während Hein eine erneute Kehrtwendung machte und mit der Nase dicht am Boden zurück Richtung Wasser trottete.

„Kümm, du Schlawiner, nu is´ mol Schluss mit drollig, ab nahuus.“, rief Jan seinen Vierbeiner zur Ordnung, doch dieser ignorierte ihn. Stattdessen schob er seine Nase geschäftig durch die mit Muschelsplintern durchsetzten Sandspitzen, die Wind und ablaufendes Wasser geformt hatten.

„Hein! Nu´ seh too, dat du an Land kümmst!“

Keine Reaktion.

Mit zwei Fingern im Mund stieß Jan einen Pfiff aus, der sogar das Geheul des Windes übertönte. „Hierher, zaggich!“, brüllte er hinterher. Doch statt wie üblich beim Pfiff seines Herrn engelsgleich angetrottet zu kommen, fing der Vierbeiner an zu graben, dass der Sand zu allen Seiten stob. „Sech mol, kanns´ du nich´ hörn, du Egenkopp? Trab an!“

Entnervt drehte Jan um und stapfte hinter seinem Hund her, der sich aber von seinem mittlerweile ärgerlich gewordenen Herrchen nicht im Mindesten beeindruckten ließ. Stattdessen zerrte er wie besessen an etwas, das in der schon bis fast auf seine Schulterhöhe ausgebuddelten Grube festzustecken schien. Jan konnte nur das hin und her ruckende Hinterteil seines Vierbeiners mit dem inzwischen sanddurchsetzten, schwarzen Schwanz sehen. Doch trotz aller Anstrengungen schienen dessen Mühen erfolglos zu sein.

Plötzlich ließ Hein los, schaute über den Rand der Kuhle und fiepte

ungeduldig, als wolle er seinem Herrn klarmachen, dass er ihm gefälligst zu Hilfe kommen solle.

„Du bis´ doch ´n Briet.“

Die ehemals schwarze Nase dicht mit weißem Sand verklebt bellte Hein erbot. In den Augen seines Gefährten las Jan völliges Unverständnis für seine elend lange Leitung und war sich bewusst, dass Hein mit den Augen gerollt hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre.

Jan trat an den Rand der Kuhle.

Schwanzwedelnd stürzte der Hund sich erneut auf den Gegenstand und versuchte, ihn mit aller Macht aus dem nassen Sand zu ziehen. Dann ließ er wieder los, schaute hilfeschend zu seinem Herrn auf und bellte das unverschämte Etwas empört an.

„Nu´ goh mol wech dor“, meinte Jan, stieg in die Senke und schob das kläffende Tier beiseite. „Lass ma´ kucken, wat du da has´. N´ gammeligen Fisch oder ´n ollen Schuh?“

Hein schien zu verstehen und räumte das Feld, beobachtete aber jede Bewegung von Jan, der die Taschenlampe auf die von dem Münsterländer so vehement bearbeitete Sandwand richtete.

„Du Spökenkieker, dat is´ en Buddel! Soll ich jetz´ hier Pfand sammeln oder wat?“

Kopfschüttelnd rüttelte und zog Jan am Flaschenhals, bis er aufgrund seines Daumenvorteils erfolgreich beendete, woran sein Hund gescheitert war. Begeistert umsprang ihn das Tier.

„Ick bün ja ook für Recycling, Hein, aber mütt dat abends um neune sein?“

Verständnislos zog Jan die buschigen Brauen hoch, zeigte seinem Hund einen Vogel und trat erneut den Marsch nachhause an - Heins Beute in der Hand, der das Tier schwanzwedelnd und mit erhobenem Kopf nachtrottete. „Kümm, du Albermann.“

Eine heiße Dusche später und in seinen alten Bademantel gemummelt trat Jan an den Herd, um Wasser für einen Grog aufzusetzen, während sein Blick auf das mitgebrachte Strandgut fiel, das er beim Nachhause

kommen in seinen Altglaskorb befördert hatte. Er stutzte. Durch das fast undurchsichtig stumpfe Glas schienen die Umriss einer hellen Rolle hindurch.

Mit gerunzelter Stirn trat Jan näher und nahm den Fund mit zur Hängelampe über dem Küchentisch, wo er im Gegenlicht seine Vermutung bestätigt sah: in der Flasche befand sich etwas, und Rum war es definitiv nicht.

„Dat is´ ja´n Ding. Du has´ mir `ne Buddelpost ansleppt, du Tüffel.“

Der im Hundekorb zusammengerollte Vierbeiner hob lediglich kurz ein Augenlid.

„Tsstss. Nu hält sich dien Interess in Grenz, wa? Kaum is´ de Buuk voll.“

Das Gesicht im Hundekorb zeigte müdes Unverständnis für die Belästigung seines Futtergebers und drehte sich weg.

Jan wühlte in der Küchenschublade. Obwohl es bereits drei Jahre her war, dass Antje ihm durch einen Hirnschlag entrissen worden war, fand er sich noch immer nicht wirklich in den vielen Schränken und Schubladen der großen Wohnküche zurecht. Seufzend sehnte er sich nach den Zeiten, in denen jeden Mittag eine warme Mahlzeit auf dem Tisch gestanden hatte und kein Bohneneintopf oder Labskaus aus der Dose, wie jetzt so häufig.

„Hab´ ick di´.“

Triumphierend zog er den gesuchten Korkenzieher aus der hinteren Ecke, schnappte sich die Flasche und drehte die Spirale vorsichtig in den Stopfen, doch der Kork zerbröselte mit jeder Drehung mehr, ohne jedoch nachzugeben. Entnervt warf er das nutzlose Teil zurück in die Schublade und stapfte in den Keller, um seinen Werkzeugkoffer zu konsultieren.

„Nu´ is´ aber Schluss mit lustich.“

Mit Hammer, Geschirrtuch und Heins Fundstück bewaffnet trat er an die Spüle, wickelte den Flaschenhals sorgfältig ins Tuch und ließ den Hammer niedersausen. „Denn halt mit Schmackes.“

Ein unangenehmes Knirschen begleitete den sich in der Wölbung des massiven Glases bildenden Sprung, aber erst, als Jan noch einmal zu-

schlug, zerbarst es mit einem Klirren und ein Splitterregen ging in die Spüle nieder. Vorsichtig zupfte Jan den Zettel aus den Scherben hervor, der zum Vorschein gekommen war.

Dies ist ein Hilferuf! Ich komme aus Geesthacht und werde verfolgt, weil ich über Vorgänge Bescheid weiß, die nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollen. Ich fürchte um mein Leben! Man versucht, mich zu töten! Dies ist kein Scherz, bitte helfen Sie mir!

Helene Levy

Irritiert starrte Jan auf das Blatt und überlegte. Ein schlechter Scherz?

*

„Moin altes Haus! Das ist ja ´ne Überraschung. Was verschlägt dich denn hierher?“, begrüßte ihn Sören.

Nachdem Jan die halbe Nacht keine Ruhe finden können, war er gleich nach der morgendlichen Gassirunde mit Hein in sein Auto gestiegen und nach Itzehoe gefahren. Zu seiner Erleichterung hatte sein Neffe Sören Dienst.

„Ick hef dor en Problem...“, begann er und hob einen Leinenbeutel von Edeka auf den Schreibtisch in Sörens Dienstzimmer. „Kanns´ mi´ helfen?“

In der folgenden halben Stunde wurden zwei große Kaffeeepötte geleert, während Jan vom Fund seines Hundes und seiner Sorge um eine von wem auch immer verfolgte Frau berichtete.

„Ich denke nicht, dass Gefahr im Verzug ist und du dir Sorgen machen musst. So wie das Glas der Flasche aussieht und auch der Schrift auf der Nachricht nach zu urteilen, ist das kein aktueller Hilferuf. So gestochen schreibt doch heute kein Mensch mehr. Es sieht vielmehr danach aus, als wenn du da eine Botschaft aus vergangener Zeit gefunden hast“, beruhigte Sören seinen Onkel. „Aber wir werden dieser Geschichte umgehend nachgehen, dazu sind wir ohnehin verpflichtet. Ich kann mich schließlich auch täuschen.“ Sören stand auf, kam um den Schreibtisch herum und legte Jan die Hand auf die Schulter. „Ich werde mal schauen, was wir

herausfinden können.“

„Kloor. De Polizei, dien Fründ un´ Helper.“

„Genau. Fahr´ heim und lass mich mal machen. Ich halte dich auf dem Laufenden.“

*

Sie sah den Schatten nur im Augenwinkel. Er folgte ihr seit geraumer Zeit. Schweißperlen bildeten sich trotz des eisigen Windes an ihrem Haaransatz, ihr Herz raste. Wie ein aufgescheuchter Schwarm Fledermäuse schwirrten Gedanken durch ihren Kopf. Wirres Zickzack. Sie musste alle Konzentration aufbieten, sie zu fassen zu bekommen.

Nein, sie würde keinen Kontakt zu der Familie aufnehmen, die ihre Tochter noch vor Samuels und ihrem Abtransport ins Lager bei sich versteckt hatte. Darauf warteten die nur. Sie würde denen kein weiteres Druckmittel in die Hand geben, sie zum Schweigen zu bringen. Wenigstens Sonja sollte in Sicherheit sein! Auch wenn ihre Sehnsucht sie seit ihrer Befreiung fast umbrachte.

Alle Welt feierte den Sieg über das Naziregime. Dumm. Verblendet. Sie wusste es besser. Nichts war vorbei. Das ganze Kriegsende ein Komplott. Die steckten doch alle unter einer Decke.

Dunkle Gestalten, die ihr auf Schritt und Tritt folgten, seit sie halbverhungert aus Neuengamme befreit worden war. Sie sah sie ständig. Egal was sie tat oder wohin sie ging. Warteten nur darauf, zuzuschlagen, sie zum Schweigen zu bringen. Die wussten, dass sie sie durchschaut hatte. Dass alles von neuem beginnen sollte.

Jede Nacht flüsterten sie ihren Namen. Wenn nur Samuel noch da wäre - er hätte gewusst, was zu tun war. So wie er gewusst hatte, dass sie wenigstens Sonja in Sicherheit bringen mussten. Rechtzeitig.

Helene drückte sich in die Dunkelheit einer alten Eiche, wartete. Lauschte. Nur das Brechen der Wellen auf dem Sand war zu hören. Nach einigen Minuten wagte sie einen kurzen Blick am Stamm vorbei. Nichts. Wohin war der Mann verschwunden? Sie hatte ihn doch genau gesehen?

Sie kratzte allen Mut zusammen und trat ans Ufer, holte weit aus und

legte alle Kraft in den Wurf. Leise klatschte die Flasche in die Elbe. Nicht so weit wie erhofft, aber weit genug.

Hysterisches Lachen platzte aus ihr heraus, sie konnte es nicht unterdrücken. Ihre Nachricht war unterwegs. Hilfe würde kommen. Der Schweiß lief in Bächen über ihr Rückgrat.

Plötzlich schaute sie sich panisch um, sah aber nur die Eiche, deren verbliebene Blätter nach und nach dem Wind zum Opfer fielen. Was machte sie hier? Warum war sie bei diesem Wetter an der Elbe? Samuel und Sonja saßen bestimmt zuhause und warteten auf ihr Abendessen.

Sie lief los, stoppte, schaute sich irritiert um.

Wo war ihr Zuhause? Was war passiert? Wie kam sie hierher?

*

„Hallo Onkel, schön dass du da bist! Ich hab ´ne Überraschung für dich.“ Sören machte eine einladende Handbewegung in sein Dienstzimmer.

Mit einem irritierten „Moin.“ betrat Jan den Raum und schaute auf die Frau, die bereits auf dem zweiten Besucherstuhl vor dem Schreibtisch seines Neffen saß. Sie trug ein zartrosa Strickkostüm und ihr graues Haar war zu einem ordentlichen Knoten aufgesteckt. Um Augen und Mund zeugten zahlreiche Falten von einem langen, erfüllten Leben. Jan hatte sie noch nie zuvor gesehen.

„Es ging bei deiner Flaschenpost tatsächlich um ein Verbrechen“ sagte Sören mit einem selbstzufriedenen Grinsen und trat hinter seinen Bürostuhl.

„Nur dass dieses Verbrechen in der Vergangenheit stattfand und nicht nur die Verfasserin des Hilferufs betraf.“ Er wandte sich der Frau zu. „Darf ich vorstellen: Dies ist mein Onkel, Jan Fischer. Er ist der Finder der Flaschenpost.“

Die Frau erhob sich und streckte Jan mit einem warmen Lächeln die Hand entgegen. „Und ich bin Sonja Levy. Meine Mutter Helene hat im

Jahr 1946 ihren Fund in die Elbe geworfen.“

*

Die schlanke Kupferzinne des St. Laurentii-Kirchturms mit ihren vier tiefer umlaufenden, geschwungenen kleineren Türmchen ragte vor ihnen hoch über die Baumkronen auf. Bogenförmige Aussparungen schmückten seine eckige Form, die wie ein Zeigefinger mahrend in Richtung des nahezu wolkenlosen Himmels wies.

Jan ließ den Blick über den roten Backstein zur Turmuhr gleiten. Ihre in der Sonne strahlenden, römischen Ziffern zeigten kurz nach zwei an. Er nahm einen Schluck Kaffee.

Sie hatten sich nach dem Kennenlernen in Sören's Polizeistube an einem der kleinen Tischchen auf dem Vorplatz des Himmel & Erde niedergelassen. Das weiß getünchte, historische Gebäude, das das Café beherbergte, erhob sich hinter ihnen und er war froh über die Möglichkeit, draußen sitzen und Sonja die steile Treppe ins Innere ersparen zu können. Sie war nicht mehr so gut zu Fuß.

Passanten eilten an ihnen vorbei durch die Itzehoer Fußgängerzone.

„Ich habe Mutter viele Jahre gesucht, bis ich sie dann endlich in dieser Klinik aufgespürt hatte. Die furchtbaren Erlebnisse, die sie in Neuengamme gehabt haben muss, hatten sie völlig in Psychosen abgleiten lassen.“ Sonja spießte das letzte Stück Apfelkuchen auf. „Sie hat mich natürlich nicht erkannt, nach all den Jahren. Aber die Ärzte hatten gehofft, dass ich zu ihr durchdringen und unser Wiedersehen sie vielleicht aus ihrem schrecklichen Verfolgungswahn herausreißen könnte.“

Mit einem traurigen Kopfschütteln verneinte die alte Dame, als eine grünbeschürzte Kellnerin an ihren Tisch trat und fragte, ob sie noch Wünsche hätte.

Jan winkte ebenfalls dankend ab und trank einen Schluck aus seiner Kaffeetasse.

„Man darf nicht vergessen, dass die Medizin damals nicht annähernd die Möglichkeiten hatte, wie heute. Die Methoden gerade in psychiatrischen Anstalten waren oft brachial. Zumindest gab es keine Heilungs-

chancen für Mutter, sie konnten sie nur mit Medikamenten ruhig stellen“ fuhr Sonja fort und steckte die Gabel in den Mund.

Ihr Blick ruhte im Nirgendwo längst vergangener Zeit. Sie wandte sich Jan wieder zu und er sah einen auffälligen Schimmer in ihren Augen. „Stattdessen hielt sie mich bei meinem Besuch für eine Mitarbeiterin der Gestapo, war außer sich, schrie und war total panisch. Drei Pfleger mussten sie festhalten und ihr Valium spritzen.“

Jan schluckte hart. Er zögerte kurz, dann legte er Sonja die Hand auf den Arm.

Sie lächelte ihn dankbar an und straffte die Schultern. „Nun ja. Gut vierzig Jahre ist das nun her. Ich sollte längst darüber hinweg sein, aber es wühlt mich doch immer wieder auf. Solche Bilder vergisst man nie.“

Sie strich sich Feuchtigkeit aus dem Augenwinkel. Dann legte sie ihre Hand auf die von Jan und drückte sie kurz. „Ich habe ihnen übrigens etwas mitgebracht.“

Sie hob ihre Tasche auf, die sie auf das Pflaster gestellt hatte, wühlte darin herum und zog ein kleines Büchlein hervor. Der Einband war zerklüftet, an vielen Stellen gebrochen.

„Das ist das Tagebuch meiner Mutter. Es wurde mir 1997 von der Klinik ausgehändigt, nachdem sie verstorben war. Das einzige Andenken, was ich von ihr besitze. Vielleicht möchten sie es lesen.“

Ehrfürchtig nahm Jan das Buch entgegen. „Aber ick bin een Butenlanner...“

„Nein. Für mich sind sie jetzt kein Fremder mehr, sondern ein Freund. Und vielleicht laden sie mich ja mal zu einem Tee und einem Spaziergang mit ihrem Hund zu der Stelle ein, an der sie die Nachricht gefunden haben. Dann können sie es mir zurückgeben.“

Jan schlug aufs Geratewohl einige Seiten auf und ließ seinen Blick über die in einer Handschrift bedeckten Zeilen schweifen, die er bereits kannte. Dann erhob er den Blick. Er konnte seiner Rührung schlecht Ausdruck verleihen, doch das schien auch gar nicht nötig zu sein. Sonja lächelte.

„Ohne Freunde, die mich aufnahmen und vor der Gestapo versteck-

ten, würde es mich heute nicht mehr geben. Freundschaft ist eins der kostbarsten Güter, die es gibt. Und wenn eine Flaschenpost aus einer so schrecklichen Vergangenheit zwei einsame, alte Menschen zusammenführt, muss das doch Schicksal sein, oder?“ Sie zwinkerte. „Es ist unsere Pflicht, uns dem würdig zu erweisen und etwas Gutes daraus zu machen. Zumindest sehe ich das so.“ Feierlich drückte sie Jans Arm. „Lassen wir die Geschichte in etwas Schönes münden.“

Hein rannte schwanzwedelnd Richtung Wasser voraus, zerrte an der Leine und kläffte Jan und Sonja an, die ihm Hand in Hand folgten.

Neben ihnen polterten Eis essende Kinder die Treppe des Strandcafés Silbermöwe herunter, steuerten jauchzend die im Schatten des Pfahlbaus liegenden Laken ihrer Eltern an. Bunte Förmchen, Eimer und Schaufeln lagen im Sand verstreut.

Genau wie früher. Jan lächelte versonnen. „Nich´ so hiddelig, Hein. Ole Lüüd sünd keen Iesenbohn.“ Er drückte Sonjas Hand und gab ihr einen liebevollen Schmatz auf die Wange. „Lat di Tied, mien kleenes Strandgood.“

Er schwor sich, weder heute noch sonst irgendwann am Strand jemals wieder eine Flasche liegen zu lassen – auch wenn dies in Zukunft vielleicht wirklich nur dem Recycling dienen sollte.

Geschichte 12:

Die Tote am Deich

Bruno Behrend lehnte sich gegen die Wand, gegen die Übelkeit atmen, bloß nicht den Teppich vollkotzen. Thea würde ausflippen. Er richtet sich auf. Die Tür stand offen und gewährte ihm einen Blick auf das Pensionszimmer. Dunkelbraunes Holz, weiße Raufaser, graublauer Teppichboden, schmales Bett, Nachttischlampe mit gelblichen Schirm, ein Bild von einem Reetdachhaus im Schnee, aus den Fenstern leuchtete gemütliches Kerzenlicht.

Gemütlich war es hier ganz und gar nicht. Bruno trat ins Zimmer. An der scharfkantigen Fensterbank rostbraune Flecken. Davor auf dem Fußboden, mit ausgestreckter Hand, in einem wahren See aus dickflüssigem, fast braunem Blut, die Frau. Jeans, grün-weißes T-Shirt mit MTV Leck Abzeichen. Blut an der Wand dahinter. Bruno schloss die Augen, bevor er in die Hocke ging. Nur weil er musste, legte er zwei Finger an den Hals der Toten und fühlte keinen Puls. Das Blut war aus einer Wunde hinten am Kopf gekommen. Haare verklebt, Schädel seltsam verformt. Bruno musste würgen. Hielt sich die Hand vor den Mund und atmete tief ein und aus. Keine gute Idee. Der Geruch war entsetzlich.

Er drehte sich um und warf einen Blick unter das Bett, sehr viel Staub. War wohl nicht so schlimm, wenn Thea sich eine andere Putzfrau suchen musste.

Ob er ein Fenster öffnen konnte?

Wie war das noch?

Situation einfrieren, natürlich.

Also alles absperren, keinen reinlassen, nichts rauslassen, keine Spuren hinterlassen oder verwischen. Hatte er ja alles gelernt. Irgendwann.

Bruno saß mit Thea in der Küche der Pension. Das bunte Wachstuch

auf dem großen Tisch klebte unangenehm, es roch nach Erbsensuppe und saurer Milch.

Peinlich, wie wenig er über eine Mordermittlung wusste. Aber der letzte Tote war der alte Thorsden gewesen. Herzs Schlag, Traktor, Graben. War nicht viel zu ermitteln gewesen.

Thea räumte hektisch Tassen und Teller in den Geschirrspüler. „Ich brauch das Zimmer, wir sind ausgebucht. Wo bekomme ich denn bloß eine neue Putzfrau her?“ Die Wirtin setzte sich Bruno gegenüber. Die Hand mit benutzten Messer und Gabeln legte sie im Schoß auf ihrer schmutzigen Kittelschürze ab. „Bruno, wie lange kennen wir uns jetzt?“

„Was soll das denn jetzt?“

„Ich brauch hier keine Unruhe, ich muss mein Geld verdienen. Die wollen sowieso alle lieber nach Sylt. Wenn sich rumspricht, dass in meiner Pension jemand so unglücklich gefallen ist, dann kann ich gleich zumachen.“

„Das war kein Unfall.“

Thea starrte ihn an.

„Ich bin kein Spezialist, aber die Frau ist mindestens geschubst worden. Thea, da müssen die Fachleute ran, DNA-Spuren sichern und diese Sachen, kennst du doch ausm Fernsehen. Du hast die Frau vorher noch nie gesehen?“

Thea schüttelte den Kopf. „Mehr als das, was du im Gästebuch lesen kannst, weiß ich auch nicht. Die Frau kam vor drei Tagen einfach hier reinmarschiert und hat bar bezahlt, so hat Jürgen das gesagt. Kommt schon mal vor, dass jemand seinen Ausweis später zeigt, weil der im Koffer liegt oder so.“

„Hast du mit ihr gesprochen?“

„Wann hab ich wohl Zeit hier Klönschnack zu halten?“ Thea stand auf und wischte mit einem Lappen den schmierigen Tisch ab.

Bruno hörte vor dem Fenster Autotüren zuschlagen. Vermutlich die

Kollegen aus Husum. Das war ihm ganz recht.

Kräftig gestoßen oder mit festem Gegenstand geschlagen. Hatten die Kollegen festgestellt. Hatte Bruno ja geahnt. Identität unbekannt. DNA Spuren gab es reichlich. Hotelzimmer eben. Aber nichts zum Vergleichen.

Die Pension lag direkt hinter dem Deich, links und rechts nur Wiesen. Vor dem langweilig gestalteten Garten, in dem akkurat ausgerichtete Hortensienbüsche noch grün vor sich hindämmerten, lag die schmale Straße, die rechts nach Niebüll und in die andere Richtung bis nach Dänemark führte. Bruno saß auf der Bank und dachte. Es roch nach Meer, ab und zu ließ sich eine Möwe kreischend im Sturzflug sinken. Richtung Niebüll gab es ein paar Häuser, ehemalige Bauernhöfe, die inzwischen von wohlhabenden Hamburgern zu schicken Feriendomizilen umgebaut worden waren. Die würde er nun alle abklappern müssen. Mit dem Foto von der Leiche.

„Kann ich dir denn sonst noch etwas Gutes tun?“ Karin Behrend reichte das Päckchen mit Wurstscheiben über den kleinen Glastresen.

„Noch einen Becher Krabbensalat ...“ Iris lies den Blick über die Auslage wandern.

„Moin.“ Pastor Matzen, heute in Jeans und ausgeleiertem weißen T-Shirt, ungekämmt und fern jeder Rasur, nickte, lächelte.

„Na, schon so früh unterwegs heute, Herr Pastor?“ Die Uhr hinter Karin an der Wand stand kurz vor elf.

„Ja, bei mir hat in einer Tour das Telefon geklingelt. Schneid mir doch bitte ein Stück von dem Tilsiter ab.“

Während sie das Messer an verschiedenen Stellen des Käseleibs ansetzte und schließlich vom Pastor ein Nicken bekam, ließ Karin ihrer Neugier freien Lauf. „Wieso? Was war denn?“

Der Pastor wandte sich an Iris. „Na sie müssen das doch auch mitbekommen haben, Frau Olsen, liegt doch auf dem Weg die Pension ... und

bitte noch von dem Matjestopf. Jemand ist gestorben.“

Karin richtete sich auf, von dem Kunststofflöffel tropfte Majonäse auf den Tresen. „Wer denn?“

„Weiß keiner.“ Der Pastor schüttelte den Kopf. „Ursel hat die Tote gefunden und dann ist die Polizei gekommen ...“

„Polizei? Also Bruno?“

„Auch, und die Kripo, hat mir Thea gesagt, und ...“ Der Pastor senkte geheimnisvoll die Stimme. „... es war Mord. Erinnert mich an damals ...“

Die Ladenklingel störte. Karin berappelte sich, reichte das Päckchen über den Tresen. „Man sieht sich.“ Der Pastor schlurfte Richtung Kasse.

„Glaubst du das?“ Der Laden war klein, daher flüsterte Iris.

„Also nach dem, was Bruno so erzählt, kann ich mir inzwischen alles vorstellen.“ Karin wischte mit einem Tuch energisch den Tresen sauber. „Und dieser Grabbler, der da nachts arbeitet, der war mir schon immer unheimlich.“

Bruno war inzwischen an einem Grat der Verzweiflung angelangt, der nur noch durch ein großes Pils zu beheben war. Er saß in einem vollgestellten Wohnzimmer. Vor sich Ursula Grewe, genannt Ursel, Reinmachehilfe in der Pension Wattblick und Leichenentdeckerin. Aktuell war die Frau aber vor allem heulendes Elend. Das war es, was Bruno so fertig machte. Das Blut und die Leiche, das war die eine Sache, aber weinende Frauen, damit hatte er noch nie umgehen können.

Ursel zog ein bereits mehrfach benutztes Stofftaschentuch aus der Tasche ihres ärmellosen Kittels und schnäuzte sich wie ein Bauarbeiter. Ihre nackten, faltigen Arme schlackerten bei jeder Bewegung. Auch kein schöner Anblick.

Bruno schaute sich um. Rahmen mit Familienbildern, ein Buddelschiff, ein Lehmklumpen, der als Kerzenständer diente. Die klassische Kombi aus Dreier- und Zweiersofa mit Sessel, dunkelbrauner Tisch. Darauf eine Kristallschale, ein Kerzenständer aus alten Rohren, vermutlich aus der gleichen talentierten Hand wie der krude Batzen Lehm. Schrankwand, Ei-

che rustikal, mittig eine Vitrine, in der man ordentlich aufgestellte Gläser neben noch mehr Nippes erkennen konnte. Gläser. Da war er wieder, der Bierdurst.

„Die anderen Zimmer hatte ich fast fertig, da rief Jürgen, ob ich Kaffee möchte. Ich also in die Küche, noch ‘n büschen mit ihm geklönt. War ja hell, sonst weiß man ja nicht bei Jürgen.“

Ging doch, dachte Bruno und machte sich Notizen.

„Als sie wieder hoch sind, war die Tür abgeschlossen?“

„Nein. Ich hatte den Eimer in der Hand, deshalb weiß ich, dass ich nicht aufschließen musste. Das geht bei Zimmer 12 nur mit beiden Händen, die Tür klemmt. Ich hab die Frau da liegen sehen, und dann bin ich ganz langsam zu ihr hingegangen und habe geguckt, ob sie noch atmet ...“

„Geguckt?“

„Ja, ich habe auf ihre Brust geguckt und gesehen, dass sich nichts bewegt. Das ganze Blut! Dann bin ich gleich nach unten ...“ Da waren sie wieder, die Tränen. Bruno würde sich jetzt sein Bier holen.

Natürlich war der Leichenfund im Dörpskrog das Thema, deshalb wurde er mit großem Hallo und Freibier (alkoholfrei „du bis jo in’ Dienst, nä“) begrüßt. Bruno musste sich eingestehen, dass er auch hergekommen war, um den Tag der mageren Erkenntnisausbeute auf den letzten Rest doch noch etwas zu verbessern. „Na Sheriff, wer ist denn die Tote?“ Karli, der Wirt, der so dick war, als würde er Drillinge austragen, und so klein, dass er ebenso über seinen Tresen gucken konnte, ließ nicht locker.

„Wir wissen es nicht, und wenn wir es wüssten, dann dürfte ich nicht drüber reden.“ Bruno deutete auf sein leeres Glas.

Klaus mischte sich ein, Briefträger, kurz vor der Pensionierung. „Doll, dat de Polizei nich mol weet, wat dor los is.“

„Die hatte keinen Ausweis dabei, woher sollen wir also wissen wer das ist?“ Bruno hatte den Verdacht, dass Klaus bereits mehrere Bier intus

hatte, keine alkoholfreien.

„Na, also da muss ich Klaus Recht geben. Man denkt ja schon, dass ihr mit Fahndung und so, so etwas herausfinden könnt. Sieht man ja im ‚Tatort‘.“ Karli stellte ihm ein frisches Bier vor die Nase.

„Ihr müsst es ja wissen“. Das konnte Bruno richtig gut leiden, wenn Schwätzer sich in seinem Job besser auskannten, als er.

„Dat is jo so wie domols mit düssen bräsenklüterige Deern.“

Klaus rutschte näher an ihn heran, wobei er beinahe mit dem Barhocker umfiel. Verschwörerisch wechselte der Postbote ins Hochdeutsche. „Da is diese junge Deern verschwunden, einfach so. Obwohl die gerade was Kleines hatte. Hat sich denn der Bruder um gekümmert. Muss jetzt so, lass mich nicht lügen, so um die fünfzehn Jahre her sein.“

Klaus sah sich über die Schulter nach Lauschern um, bevor er weiter redete. „Die ist dann für tot erklärt worden.“

„Ich verstehe immer noch nicht, was das mit unserer Toten im ‚Wattblick‘ zu tun haben soll.“ Bruno nahm einen Schluck Bier.

„Und wenn das derselbe Mörder war? Damals war auch dieser Nachtwächter verdächtig. Der hat Mädchen begrabbelt.“

„Klaus, du guckst eindeutig zu viel ‚Tatort‘.“ Bruno trank den letzten Schluck, legte einen Schein auf den Tresen. Klopfte Klaus kameradschaftlich auf die Schulter.

„Töf man, ik heff recht.“ Mit erhobenem Zeigefinger ermahnte Klaus ihn.

Ein betrunkenener Spinner, der alte Geschichten aufwärmte und ein schales Bier ohne Alkohol - ein besonders erfolgreicher Abend war das nicht gewesen, fand Bruno.

Karin saß mit einem Krimi in der Stube, als er nach Hause kam. Bruno ließ sich schwer auf den Sessel fallen. „Ich weiß Bescheid.“ Karin legte das Buch zur Seite.

„Und kannst du mir auch sagen, wer die Tote ist? Da hängen wir.“ Bruno verschränkte die Arme vor der Brust. „Hast du mal von dieser

verschwundenen Frau gehört, die dann für tot erklärt worden ist?“

Karin richtete sich auf. „Natürlich!“ Sie stand auf und nahm ein Fotoalbum aus dem Regal, blätterte, legte es aufgeschlagen vor Bruno. Tippte auf eine Seite. „Da.“ Triumphierend. „Bente, war ne Klassenkameradin. Ist mit 17 schwanger geworden und war dann plötzlich weg. Das Kind ist bei ihrem Bruder aufgewachsen. Svenja, die muss ja nun auch schon, ja also so im Teenageralter müsste die sein. Brodersen. Kennst du doch, den Tischler im Deichweg.“

Bruno kannte den Tischler und er kannte auch das Haus. Er kannte auch die Abläufe und die Hackordnung bei der Kripo, hatte aber keine Lust, jetzt wieder stundenlang auf einen der Husumer Kollegen zu warten. „So spät is ja noch nich, ich fahr da mal eben rum.“

Kleines Reetdachhaus, weiß verputzt, grüne Fensterläden. Ein Minivan mit Werbung für die Tischlerei und ein kleiner roter Fiat, der fast auseinanderfiel. Die Tür wurde unmittelbar nach seinem Klingeln von einer mürrisch dreinblickenden Jugendlichen in Kapuzenpullover und Jogginghose geöffnet.

„Moin, Bruno Behrend. Ich bin Polizist und würde gern mit deinem Vater sprechen?“

Die Tür fiel wieder zu. Wurde wenig später von einem Mann wieder geöffnet, den Bruno als den Tischler erkannte. „Moin“

„Herr Behrend, so spät noch?“

„Kann ich reinkommen?“

Die Tür wurde ganz geöffnet, eine Hand wies den Weg zum Wohnzimmer. Tagesthemen. Geöffnete Flasche Wein. Ein Glas. „Und?“ Der Tischler blieb im Türrahmen stehen.

„Ich wollte mit ihnen über ihre Schwester sprechen.“

„Seit über sechzehn Jahren tot.“

Na der Typ konnte auch keine Romane schreiben dachte Bruno. Bestätigte jedes Klischee vom schweigsamen Norddeutschen. „Was war

da los?“

„Weg und das Baby hier gelassen. Zum Zahnarzt hat sie gesagt. Ist lange gesucht worden. Nix.“

„Hat ihre Schwester Sport gemacht?“

Vielleicht war der Fernseher zu laut, der Tischler schaute ihn nur fragend an.

„War sie im Verein? In Leck vielleicht?“

„Volleyball hat sie mal ne Zeitlang gespielt. Glaube ich.“

Schnelle Schritte auf der Treppe. Das Haus war hellhöriger als Bruno vermutet hatte. Er hörte, wie die Haustür geöffnet wurde und wieder ins Schloss fiel. Der Tischler erwachte aus seiner Starre, riss die Tür hinter sich auf, rannte zum Eingang. „Svenja? Wo willst du hin? Komm sofort zurück!“ Das Knattern eines Motorrollers entfernte sich schneller, als Bruno es in dieser 30-Zone erwartet hätte.

„Alles in Ordnung mit ihrer Tochter?“

„Das ist sie. Meine Nichte.“ Ein schwaches Nicken nach Draußen. „Keine Ahnung, wo die jetzt noch hin will. Ist schon seit ein paar Tagen seltsam drauf. Hat Hausarrest. Eigentlich.“

Morgens. Sein Büro war zu klein für so viele Menschen. Die beiden Chefermittler der Kripo hatten sich an den Besuchertisch gequetscht, ein Computerfachmann saß ihnen gegenüber. Die Assistentin legte aufgerissene Brötchentüten zwischen den Unterlagen ab und widmete sich dann der Kaffeemaschine.

„Wir haben jede Menge DNA-Spuren, der Zahnstatus wird noch geprüft, dieser Grabbel-Nachtwächter kann es nicht gewesen sein. Der hatte sich verpisst. Gibt einen Freund, der uns gesteckt hat, dass sie die halbe Nacht zusammen Pornos geguckt haben. Konnte also jeder rein in die Bude.“ Der Kollege aus Husum fasste weiter zusammen. „Auf das Foto in der Zeitung hat sich nur ein Spinner gemeldet, der sagt, die sieht aus wie seine Jugendliebe.“

„Wieso Spinner?“ Bruno wusste, dass die Leute, die nicht von hier

kamen, hier manchmal Kommunikationsschwierigkeiten hatten.

Der junge Kripomann, Sven Lückerath, weißblonde Haare zu so einem Frauendutt an den Kopf gebunden, schüttelte den Kopf. „Na die Frau, von der er geredet hat, ist längst tot. Hab ich geprüft.“

Seine Kollegin, Antje Hausmann, ergänzte. „Gab noch eine alte Tante, die meinte, das sei die Nachbarin ihrer Freundin in Dänemark, aber die Tote hat ja deutsch gesprochen.“

„Soll ja Leute geben, die mehrsprachig sind.“ Bruno murmelte seine Idee mehr in sich hinein, als sie auszusprechen ... Und das T-Shirt vom Sportverein?“

Hausmann schüttelte den Kopf. „Ist wohl schon älter, aber kann auch von Ebay kommen.“

„Und wenn die gar nicht tot ist?“ Bruno fand sich ganz schön mutig. „Wir sollten nochmal mit der Tochter sprechen.“

Ratlose Gesichter um ihn herum.

„Du meinst, die ist damals untergetaucht und jetzt wieder gekommen?“ Ganz schön plietsch für eine Assistentin, dachte Bruno.

Sie waren mit dem dunklen Kombi der Kripokollegen gefahren. Der Tischler war zu Hause, an einem ganz normalen Donnerstag. Brodersen hatte Tränensäcke, dazu dunkle Schatten unter den Augen, die ins Lila spielten. „Kripo Husum, wir würden uns gerne mit ihnen unterhalten.“

Der Tischler nickte, ließ den Kopf auf die Brust sinken und ging voraus ins Wohnzimmer, ohne sich noch einmal umzublicken. Er ließ sich schwer seufzend auf einen Sessel fallen. Es roch nach altem Schweiß und abgestandenem Bier.

Die Kollegen von der Kripo setzten sich Brodersen gegenüber auf das Sofa, Bruno blieb an der Tür stehen.

„Ich hätte es ahnen sollen.“ Der Tischler schlug die Hände vors Gesicht. „Svenja hat schon seit ein paar Tagen kaum gesprochen. Sie war irgendwie aufgeregt, glücklich. Gleichzeitig total sauer.“ Er sah die Husumer an. „Meine Frau hat sich vor zwei Jahren getrennt, seitdem bin

ich mit Svenja allein, ist nicht immer einfach. Sie hat auch viel nach ihrer Mutter gefragt, da hätte ich ja was merken können ...“ Er fing an zu weinen.

Bruno zog sich einen Stuhl vom Esstisch heran, setzte sich Brodersen gegenüber. „Was merken?“

„Meine Schwester hat mit Svenja Kontakt aufgenommen.“ Er schluckte und wischte sich immer wieder mit der Faust Tränen aus dem Gesicht. „Sie wollte sie sehen, hatte sich seit Jahren unter falschem Namen in Dänemark versteckt.“ Er schluckte, deutete dann oben, wo Bruno das Zimmer des Mädchens vermutete. „Als sie gestern verschwunden ist, hab ich nachgeguckt und die Mails in ihrem Computer gefunden.“

„Wo ist Svenja jetzt?“

Kopfschütteln.

„Und wo war sie am Dienstagabend?“

„Ich weiß es nicht, ich war in der Werkstatt, musste ein paar Türen nachlackieren, die ich gestern ausliefern sollte.“

„Haben sie ein aktuelles Foto ihrer Tochter?“

Der Kollege aus Husum nahm das gerahmte Bild, das Brodersen von einem Regal gegriffen hatte und ging in den Flur. Bruno hörte, wie er eine Fahndung in Auftrag gab.

Dann ging alles ganz schnell.

Schlüssel in der Haustür, die wieder zuknallte. „Hey! Hiergeblieben, Frollein“, von dem Kollegen gerufen, dann rannten sie alle hinter dem Mädchen her. Erst die Husumer, dann der Onkel, er ganz hinten. Nach wenigen Schritten aus der Puste. Sah beim Luft holen das Fahrrad bei den Nachbarn stehen, nicht abgeschlossen, dem Mädchen hinterher. Trat stehend in die Pedale, an den Kollegen, dem Onkel, dem Mädchen vorbei, abspringen, das Mädchen packen.

Tränen. Nicht schon wieder. Heulende Kinder, das Schlimmste. Das Mädchen ließ sich auf den Fußweg fallen. Schluckzte. „Ich wollte das ja nicht.“ Der Onkel ließ sich schwer atmend neben sie sinken, nahm sie in

den Arm.

„Mama hat mich angerufen, wollte sich mit mir treffen. Erst hab ich mich gefreut. Also ich sie gesehen hab, da bin ich dann so wütend geworden. Kommt hier einfach an. Warum ist sie denn weg gegangen damals?“ Das Mädchen wischte sich die Rotze mit dem Ärmel ab. „Konnte ich doch nicht wissen, dass sie so blöd hinfällt, wenn ich sie schubse. Ich wollte das doch nicht!“

Bruno war froh, dass die Kollegen jetzt zuständig waren.

Er schob das Fahrrad langsam zurück.

Und drehte sich nicht mehr um.

Geschichte 13:**Tote Tante**

Was für ein Schietwetter! Heiko biss die Zähne zusammen und kämpfte sich durch die steife Salzbrise, die ihn in die Wangen zwickte. Der Wind trieb den leichten Nieselregen in Böen über Strand und Dünen und machte auch vor dem Kragen seiner daunengefütterten Winterjacke nicht Halt. Er zerrte den dicken Wollschal fester um den Hals und zog die Mütze, die ihm Tante Anni extra für die Wintersaison in St. Peter-Ording gestrickt hatte, tiefer in die Stirn. Die ebenfalls selbstgestrickten Socken steckten mit zwei anderen Paaren in enganliegenden, hohen Gummistiefeln. Bei jedem Schritt knisterte und knackte es, wenn der frostig verkrustete Sandstrand brach. Den Blick starr auf den Boden gerichtet, stakste er seit zwanzig Minuten hinter seiner nimmermüden, 74-jährigen, Tante her. Er kannte das schon vom letzten Jahr: Wenn die alte Dame die Sammelleidenschaft packte, konnten ihr weder Väterchen Frost noch irgendein Regengott etwas anhaben. Selbst ihre Herzschwäche schien wie weggeblasen. Für sie gab es nur noch das Gold des Meeres; Tante Anni war seit Jahren eine leidenschaftliche Bernsteinsammlerin. Eigentlich mehr Jägerin, dachte sich Heiko. Immer wenn die Wetterverhältnisse günstig waren – und das waren sie vor allem in der kalten Jahreszeit und am besten nach einem Sturm – dann ging sie auf Pirsch. Und seit letztem Jahr war ihr Neffe mit von der Partie. Die beiden hatten einen Deal: Sie hatte seine Spielschulden bezahlt und er half ihr im Gegenzug im Alltag und begleitete sie auf ihre Bernsteinreisen. Er liebte die See, aber er hasste diese Streifzüge! Viel lieber würde er in der warmen Stube auf der Kachelofenbank sitzen und dem Kluntje zuhören, wie es knisterte und knackte, wenn sich der heiße Tee darüber ergoss. Dann noch ein Hauch frische Sahne dazu, der sich wie ein

duftiges Wölkchen in der Tasse verteilte ...

„Heiko, nun mach mal vorwärts!“

Jäh wurden seine lukullischen Gedankengänge unterbrochen.

„Junge, es macht doch keinen Sinn hinter mir zu gehen, lauf neben mir, damit erweitern wir unseren Radius. Jetzt komm mal in die Puschen!“

Den Windböen trotzend, stand die alte Dame aufrecht in der menschenleeren Landschaft, die Hände in die Hüften gestützt und gegen den Wind anschreiend, der die meisten ihrer Worte ungehört davontrug. Aber ihr Neffe wusste auch so, was sie ihm sagen wollte. Er zog den Kopf ein, vergrub seine Hände noch tiefer in den Taschen und beeilte sich, voran zu kommen.

Als der Regen nachließ, erblickte Heiko endlich, worauf er sich die ganze Zeit gefreut hatte: Häuser auf meterhohen Stelzen. Letzten Winter waren sie bei seiner ersten Strandwanderung am Horizont aufgetaucht: unwirklich, wie Steinzeitbauten, mit mächtigen Pfählen, tief eingegraben in die scheinbar endlose Weite des Nordseebodens. In diesem Jahr waren es aber nicht die Stelzenhäuser, die ihn schneller laufen ließen, sondern die Gewissheit, dass dort oben, sieben Meter über dem Watt, Geeske auf ihn wartete. Die Vorfreude auf seine Freundin wuchs mit jedem Schritt. Sogar das Grummeln seiner Tante, die mit der Ausbeute ihrer Brandungswanderung ganz und gar nicht zufrieden war, überhörte er. Als sie am Pfahlbau ankamen, hätte er sich am liebsten vor seine Tante gedrängt, die gemächlich die Treppen hinaufkletterte und ihm mit ihrem Kescher vor dem Gesicht herumfuchtelte.

Als sie ins Strandrestaurant traten, umging sie eine mollige Wärme, die das Miesepeter-Wetter draußen vergessen ließ.

„Moin, moin!“ Uwe, der Wirt, hatte sie erblickt. „Zurück an unserer schönen Nordseeküste? Und wieder bereit unser Meeresgold zu suchen?“

„Ja, und diesmal bleiben wir länger, zumindest mal die ganze Neben-

saison.“

„Gut! Die Karte? Wir haben tolles Eiderstedter Lamm.“

„Lecker, aber heute muss es etwas Schnelles sein. Die Fahrt war lang und wir müssen in der Ferienwohnung noch eine Glasvitrine für meine Bernsteinsammlung ausräumen. Hm, also ich nehme die Saure Rolle mit den Steckrüben.“

Heiko überlegte nicht lange, er hatte Fisch & Chips in bester Erinnerung. Während Tante Anni dem wortkargen Wirt Informationen über die letzten größeren Bernsteinfunde entlockte, schaute Heiko sich im Gastraum um. Er hatte gehofft, Geeske würde ihm beim Eintreten um den Hals fallen, aber weit und breit war nichts von ihr zu sehen. Uwe bemerkte den suchenden Blick und blinzelte ihm verschwörerisch zu.

„Geeske ist auf der Terrasse, ein bisschen frische Luft schnappen.“

Als Heiko nach draußen trat, hielt er einen Moment inne, so magisch war der Anblick, der sich ihm bot; als sei er gerade durch ein Tor auf einen anderen Planeten getreten. Bizarr und morastig lag das Wattenmeer in seiner unendlichen Weite vor ihm. In den Prielen glänzte das seichte Wasser und mit lautem ‚Chiu-witt‘ flog ein Schwarm Kiebitze hoch am Himmel über ihn hinweg.

„Na, aus den Klauen des Drachens befreit?“

Geeske lehnte an der Hauswand. Sie nahm einen letzten, tiefen Zug, bevor sie die Zigarette im Aschenbecher ausdrückte und sich Heiko zuwandte. Ihre meerblauen Augen blitzten, als er sie in den Arm nahm und zärtlich über das seidige, blonde Haar strich.

Bevor er sie küssen konnte, platzte es aus Geeske heraus: „Ich hab‘ Neuigkeiten! Ich wollt’s dir nicht am Telefon sagen. Heiko, ich kann bei einer Surfschule als Partnerin einsteigen. In der Karibik! Stell dir nur mal vor: Das ganze Jahr Sonne, Strand und Meer und nicht so eisig und neblig wie hier im Winter.“

Demonstrativ zog sie ihre dicke Wolljacke enger um sich.

„Wie, Karibik?“, Heiko schaute sie mit großen Augen an. „Und wir?“

„Na, du kommst natürlich mit, was denn sonst. Fernbeziehung adé!“

Mit strahlenden Augen hüpfte sie auf und ab wie ein Gummiball.

„Ach nee, und woher hast du das Geld? Ich dachte, du bist fast pleite?“

„Ich hab‘ ja auch keinen Cent. Aber du!“

„Ich?“ Heiko war völlig irritiert. Er besaß absolut nichts. Er hatte es seiner Tante zu verdanken, dass er keinen Offenbarungseid hatte leisten müssen.

„Tja, mein Lieber, ich habe mich schlau gemacht, du sitzt auf einer Goldmine. Die Bernsteinsammlung deiner Tante - weißt du noch, ich habe Fotos gemacht, als du sie mir mal gezeigt hast. Mein Cousin ist Bernsteinhändler. Und auch, wenn er sie nicht in Händen hatte: Er ist sicher, dass Chinesen und Araber für die Qualität von Bernstein, die deine Tante besitzt, ein Vermögen zahlen.“

„Geeske, selbst, wenn das stimmt, sie würde nicht ein einziges Stück verkaufen, und sonst hat sie nicht mehr viel, seit sie meine Schulden bezahlt hat.“

„Meine Güte, das sind doch nur ein paar olle versteinerte Baumharzklumpen. Du erbst doch sowieso alles. Nur – solange kann ich nicht warten. Ich brauche die Finanzierung bis übermorgen, sonst ist es aus mit der Surfschule.“

Heiko starrte sie entgeistert an.

„Geeske, das wird nichts. Sie verkauft nie und nimmer – und auswandern? Tante Anni? Nie im Leben! Ich glaube, sie will sich hier in St. Peter-Ording niederlassen, dann könnten wir zusammenziehen. Sie würde mir bestimmt helfen und du hast doch einen guten Job!“

Er blickte in ihre Augen, die sich bei seinen Worten in kalte, blaue Eisberge verwandelt hatten. Sie wand sich aus seiner Umarmung und reckte den Hals, während sie leise zischte: „Ist das dein letztes Wort?“

„Ja, aber Geeske ...“

„Nix, aber Geeske! Ich hatte echt gehofft, du hast Mumm in den Knochen. Mensch, Heiko, der Traum ist zum Greifen nahe! Du musst doch

mal was riskieren!“

Sie wartete einen Moment. Als Heiko sie immer noch konsterniert anstarrte, trat sie einen Schritt zurück und fuhr ihn an: „Dann bleib halt außen vor. Es gibt Alternativen.“

Geeske ließ einen völlig perplexen Heiko stehen und ging nach vorne ans Terrassengeländer, ohne sich nach ihm umzudrehen. Gerade als er ihr nachlaufen wollte, hörte er seine Tante rufen: „Heiko, komm rein, das Essen ist fertig.“

Er blickte sich noch einmal um, dann ging er in den Gastraum zurück. Es duftete köstlich, trotzdem bekam er kaum einen Bissen hinunter. Auch seine Tante war während des Essens merkwürdig ruhig. Sie piekte in ihre Wurst und schob die Steckerüben und Kartoffeln auf dem Teller hin- und her. „Geeske will weg?“, fragte sie unvermittelt.

Heiko zuckte zusammen und verschluckte sich an einem Fischstück. Hustend quetschte er hervor: „Wie kommst du darauf?“

Ach, ich hab‘ so was gehört und dann Uwe gefragt. Er meint, es sei so eine undurchsichtige Sache mit einer Surfschule. Er macht sich wirklich Sorgen. Geeske hätte sich in den letzten Tagen total verändert. Mäkelt nur noch an allem herum und findet das Leben total ungerecht.“

Seine Tante hatte ihren Kopf schiefgelegt, während sie ihn anblickte. „Sie hat dich gefragt.“

„Was gefragt?“, brachte Heiko unter einer weiteren Hustenattacke hervor.

„Ob du mitkommst.“

Bevor Heiko antworten konnte, wurde eine Speisekarte zwischen sie geschoben. Geeske stand hinter ihnen. „Vielleicht noch einen Nachtisch? Waffeln? Vielleicht mit Puderzucker oder lieber mit heißen Kirschen? Oder vielleicht einen Pharisäer? Oder lieber eine Tote Tante?“

„Tote Tante? Wenn ich mich recht erinnere war das doch heißer Kakao mit Schuss und Sahne, oder? Ja, das passt: Also, einmal Tote Tante für die Tante“, kicherte die alte Dame. Heiko brauchte etwas Härteres und

bestellte einen extra starken Grog. Anschauen konnte er keine der beiden Frauen. Während Uwe die Getränke zubereitete, wartete Geeske am Tresen. Sie schniefte und kramte ihr Taschentuch hervor.

„Das hast du davon, wenn du immer bei der Kälte auf die Terrasse gehst“, rief Uwe ihr zu. Geeske zuckte mit den Schultern und steckte das Tuch ein. Sie drehte sich wieder zu den Gästen und balancierte gekonnt das Tablett an den Tisch. Gerade als sie Tante Anni die Tasse vorsetzen wollte, schlug die alte Dame die große Speisekarte auf und traf den Arm von Geeske. Die Tote Tante kippte um und landete klirrend auf dem Boden.

„Huch, das tut mir jetzt aber leid! Dabei wollte ich nur nachschauen, ob ich doch noch einen Nachtschirm nehme.“ Heiko war aufgesprungen und wollte helfen, aber Tante Anni hielt ihn zurück. „Geeske macht das schon, nicht wahr?“

Die Kellnerin presste die Lippen zusammen und sah Tante Anni mit blitzenden Augen an. Einen Moment später hatte sie sich Gummihandschuhe übergezogen und putzte den Kakao weg. Tante Anni beachtete sie nicht weiter.

„Heiko, morgen gehen wir ins Watt. Letztens sind dort schöne Stücke gefunden worden.“

„Alleine? Tante Anni, das ist doch gefährlich. Oder nehmen wir einen Führer mit?“

„Ach was, wir gehen doch nicht weit rein. Außerdem kann Geeske doch nachschauen, was der Tidenkalender für morgen sagt. Sind Sie bitte so lieb, Geeske.“

Stirnrunzelnd starrte die junge Frau Tante Anni an. Dann drehte sie sich wortlos um und kam nach einiger Zeit mit einem Zettel zurück.

„Hier stehen die Zeiten für Ebbe und Flut drauf. Wenn Sie sich danach richten, kann nichts passieren.“

„Lieben Dank, Geeske. Wir sehen uns dann morgen wieder. Ich habe für ein Salzlamm-Essen reserviert. Bis dann.“ Die Kellnerin hatte die Arme vor der Brust verschränkt und sah ihnen mit einem schmollenden

Lächeln hinterher.

Am nächsten Tag wateten Heiko und Tante Anni durch das seichte Wasser am Ufer, um dann in die Weite des matschigen Meeresbodens zu marschieren. Ihre Gummistiefel gaben bei jedem Schritt einen satten Schmatzer von sich und die Luft roch nach Salz und Seetang. Hat irgendwas von Sushi, dachte sich Heiko. Mitten in der kalten Ödnis klatschte Tante Anni in ihre behandschuhten Hände.

„Dann wollen wir mal, Heiko. Achte immer auf Seetang und altes Sprockholz. Du weißt: Je größer die Hölzer, desto größer der Bernstein.“

Vor der hellen Wintersonne zogen immer wieder beeindruckende Wolkenformationen vorbei, die ihre Schatten auf das Watt warfen. Als Heiko nach einiger Zeit aufblickte, waberte in der Ferne eine dunkle, graue Masse, die unaufhaltsam auf sie zu rollte. Er blickte sich um. Sonne, Wolken, Horizont, das weite Schlickfeld. In diesem Moment hatte die kalte Jahreszeit etwas atemberaubend Mystisches. Die Stille wurde jäh von Tante Annis aufgeregter Stimme unterbrochen.

„Junge, wir müssen so schnell wie möglich zurück.“ Dabei zeigte sie auf die graue Wand, die bedrohlich näherkam. Wir werden bald mitten im Seenebel stecken. Orientierung gleich null. Das Wasser hat uns auch bald.“

„Wieso? Laut Daten dauert das mit dem Wasser doch noch.“

„Pustekuchen, mein Junge. Die Daten sind falsch. Wäre aber kein Problem, wenn wir wüssten, in welche Richtung wir müssen. Nur - wenn uns jetzt der Seenebel erwischt, dann ist die Orientierung futsch! Also, nimm die Beine in die Hand!“

Von Minute zu Minute wurde es dunkler und kälter. Immer schneller griff der Nebel nach ihnen und legte sich wie ein Schleier um sie. Noch konnten sie sehen, aber die Sicht wurde schlechter.

„Tante Anni, mein Smartphone hat GPS und eine extra SOS-Funktion. Ich rufe die 112 an, dann müssten sie uns finden.“

Im Laufen öffnete er den Reißverschluss und kramte nach seinem Handy. Wieder und wieder. Dann suchte er die anderen Taschen ab. Nichts.

Das Handy war weg.

„Lass es, Heiko, lauf! Da vorne zu dem Holzpfeosten. Jetzt! Schnell!“

Der Nebel hatte sie mittlerweile eingeschlossen. Heiko wischte sich den Schweiß von der Stirn, der ihm in die Augen lief und höllisch brannte.

Tante Anni japste und prustete und einen Moment dachte ihr Neffe, ihr Herz würde schlappmachen. Aber dann richtete sich die alte Dame auf, nahm ihren Rucksack vom Rücken und holte zwei Stricke hervor. Einen davon drückte sie Heiko in die Hand.

„Bind dich damit an den Pfahl. So gehst mir nicht verloren.“

Als nächstes zog sie einen verschraubbaren Kinderbecher hervor. Heiko zog die Augenbrauen zusammen. Jetzt einen Rum? Das konnte nicht wahr sein! Aber als Tante Anni den Becher öffnete, zog sie ein Handy heraus. Heiko schaute sie mit großen Augen an. Seine Tante hatte sich bisher stets geweigert, das Handy, das er ihr gekauft hatte, zu benutzen.

„Junge, schau auf das Schild, da stehen GPS-Koordinaten. Lies sie mir vor. Ich kann die Zahlen in der Nebelsuppe nicht mehr sehen. Hoffentlich kann uns die Rettung noch orten. Ansonsten können wir nur auf Uwe hoffen, dem hab‘ ich Bescheid gesagt, bevor wir los sind. Hoffentlich löst sich das Spukzeug rechtzeitig auf.“

Heiko sagte nichts mehr. Er kam sich vor, wie in einer Welt aus Watte, sogar die Worte seiner Tante schienen zurück zu hallen. Geeske, falsche Daten, sein Handy ...

Erst als er einen Stoß in die Rippen bekam, kehrte er in die Realität zurück.

„Junge, mein Senioren-Handy hat nur so eine funzelige LED als Taschenlampe. Damit SOS zu blinken ist sinnlos. Aber nimm die Taschenlampe hier – extra lichtstark. Los, gib‘ Zeichen. Die Wasserrettung sucht nach uns.“

Heiko verlor jedes Zeitgefühl. Seine Finger, die unaufhörlich SOS funkten, spürte er kaum noch. Genauso wenig, wie seine Beine. An den Gummistiefeln stieg das eiskalte Wasser unermüdlich empor. Panik erfass-

te ihn, aber das Seil hielt ihn fest am Pfahl.

Nach ihrer Rettung hatten sich die Sanitäter überzeugt, dass Heiko und seine Tante das dramatische Erlebnis lediglich leicht unterkühlt überstanden hatten. Erst danach durfte Uwe, selbst DLRG-Retter, sie zum Pfahlbau mitnehmen. Jetzt stellte er zwei Tassen Tote Tante vor sie hin und setzte sich ihnen kopfschüttelnd gegenüber.

„Das war knapp! Seenebel ist unberechenbar.“ Er machte eine Pause. „Aber Geeske, also wirklich, das hätte ich ihr nie zugetraut.“

„Hat die Polizei den Lappen mit den Kakaoresten untersucht?“

„Sie sind dran. Mein Bruder arbeitet im Labor. Sie tippen auf Eisenhut, Oleander oder Engelstropfete. Wächst alles im Garten. Eine florierende Drogenszene gibt es hier ja zum Glück nicht.“

Heiko blickte verständnislos von einem zum anderen.

„Welcher Kakao? Wieso Eisenhut?“

„Na, deine kleine Freundin, wollte mich gestern schon um die Ecke bringen. Zum Glück habe ich einen Teil eures Gesprächs auf der Terrasse belauscht, als ich dich zum Essen holen wollte. Da wurde mir schon ein bisschen mulmig, mein Junge. Ich habe die Gute dann genau beobachtet. Schließlich wollte ich meinen 75ten noch erleben. Und tatsächlich habe ich gesehen, wie sie aus ihrem Taschentuch etwas in meine Tote Tante getan hat. Das Mädchen war wirklich auf alles vorbereitet. Hättest du mitgemacht und meine Sammlung gestohlen, dann hätte ich überlebt. Aber so war nur eine tote Tante eine gute Tante. Bei meiner Herzschwäche, hätte sich keiner über einen Herzinfarkt gewundert. Als der Plan mit der Vergiftung schief ging, tja, da war sie nicht zimperlich. Dann musstest du eben auch dran glauben. Wenn die Priele volllaufen, dann wird es eng, auch ohne Nebel. Besonders, wenn man kein hypermodernes Smartphone dabei hat, um Hilfe zu holen, weil es vorher von einer geldgierigen Kellnerin weggenommen wurde.“

„Aber was hätte Geeske davon gehabt? Ich hätte dich doch beerben

müssen, damit sie ans Geld kommt.“

„Nicht, wenn sie beobachtet, wie wir zur falschen Zeit ins Watt gehen. So konnte sie in Ruhe meine Sammlung stehlen – die im Übrigen wirklich sehr wertvoll ist. Aber da hat sich die Kleine verkalkuliert. Ich bin vielleicht alt, aber nicht plemplem. Im Gegensatz zu dir verliebtem Döspaddel kann ich immer noch eins und eins zusammenzählen. Ich wollte, dass sie ihren Plan aufgehen sieht. Sonst hätte man ihr kaum was nachweisen können.“

Heiko sank in sich zusammen und vergrub den Kopf in seinen Armen.

Das Telefon klingelte. Kopfschüttelnd kam Uwe an den Tisch zurück.

„Sie haben Geeske festgenommen. Die Bernsteinsammlung lag im Kofferraum.“

Tante Anni stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus.

„Puh, da bin ich beruhigt!“ Nach ein paar Sekunden des Schweigens zeigte sie aus dem Fenster. „Ist das nicht verrückt, da mordet jemand, nur um in die Karibik zu kommen, wo selbst der Winter hier so schön sein kann.“

Dabei zeigte sie aus dem Fenster. Der Wind hatte den Nebel aufgelöst und am klaren Horizont blitzte die Sonne zwischen fluffigen, weißen Wolken hervor.

„Sag mal, Heiko, hast du gewusst, dass der Name Bernstein von Brenn-Stein kommt. Da hat sich das Fräulein ja mal so was von die Finger verbrannt.“

Tante Anni schnalzte mit der Zunge und nahm genüsslich einen Schluck Tote Tante.

Geschichte 14:

Vogelperspektive

Der Kies auf dem Hofplatz knirschte. Lachmöwe Pütti öffnete die Augen. Ein Schatten direkt unter ihr. Sie blinzelte den Schlaf weg und starrte vom Dachsimb hinunter. Da schlich jemand. In der Dämmerung konnte sie einen blonden Mann ausmachen. Er flüsterte Heinz' Namen. Was wollte der von ihrem Rentner? Pütti schlug mit den Flügeln. Der Mann sah sich um. Ein Fenster quietschte. Leises Tuscheln.

„Ich hab dir doch gesagt, dass du nicht herkommen sollst, du bringst mich noch in Schwierigkeiten.“

„Ich wollte nur wissen, ob du dir das endlich überlegt hast. Lass mich nicht so hängen, Heinz.“

„Erna würde durchdrehen, ich sag es dir. Du hast ja keine Ahnung, wie das wäre.“

„Was interessiert mich deine Frau – ich will, dass du ...“

„Heinz, bist du das?“ Die Stimme von Erna durchschnitt das Flüstern der Männer.

„Ich komme, Schatz.“

Das Fenster wurde geschlossen und Schritte entfernten sich. Komisch. Pütti starrte dem Blondschof hinterher. Er verschwand aus ihrem Sichtfeld und sie machte es sich wieder gemütlich.

Ein paar Stunden später suchte Pütti den Himmel ab. Mit einem Ruf, der an ein spöttisches Lachen erinnerte, machte sie ihrem Unmut Luft. Fiete war spät dran. Sie hockte schon auf ihrem Stammplatz, dem Reetdach der Andresens. Jeden Tag um die gleiche Zeit trafen sie sich hier, um über die Dünen zu blicken und ungeniert die Leute zu belauschen. Ein langgezogener Laut gellte durch die Luft. Fiete. Ein Schwarzbrauenalbatros, fast dreimal so groß wie sie. Er landete direkt neben ihr und starrte sie

grimmig aus seinen schwarzen Augen an.

„Was ist los, Fiete?“ Pütti tippelte hin und her.

„Ik weet ok nich. De Wind kümmt 43 Grad vun ünnen, op de linke Sied. Keen goodet Teken.“ Er legte den Kopf zur Seite. „Is Heinz vun sien Spazeergang torüch?“

„Nein, jetzt wo du es sagst. Normalerweise trinkt er seinen Tee im Wintergarten, wenn wir uns treffen.“ Pütti rieb sich das braune Köpfchen. „Außerdem war heute Nacht so ein komischer Kerl hier und hat mit ihm gesprochen. Verstanden hab ich aber nur Bahnhof.“

Fiete streckte seine Flügel aus und machte Anstalten, loszufiegen.

„Was hast du vor, Fiete? Wir haben noch nicht fertig gegessen.“

„Door stimmt wat nich mit Heinz, ik föhl datt. Kumm, laat uns nahkiesen.“

Pütti seufzte. Sie hasste es, von ihrem Zeitplan abzuweichen. Aber sie machte sich ebenfalls abflugbereit. Es war später Vormittag. Der Wind strich durch die Dünengräser und die Luft roch salzig. Ein leichter Nieselregen hatte eingesetzt, der sich wie Dampf an ihre Federn schmiegte. Sie kreisten erst über dem Haus der Andresens und warfen einen Blick auf die nähere Umgebung. Der kleine Garten war menschenleer, nur Minusch lag vor einem Maulwurfshügel auf der Lauer. Die betagte Katzendame war immer noch fit genug, um sich ein paar Mäuse zu fangen.

Dann drehte Fiete Richtung Küste ab. Pütti musste sich beeilen, um ihm zu folgen. Sie wollte ihm etwas zukrächzen, aber er war einfach zu schnell. Unter ihnen tauchten die saftig grünen Wiesen auf, die nach einer Zeit von Prielen durchzogen waren. Schafe grasten und wackelten mit den Schwänzen. Ein süßlicher Geruch mischte sich mit dem des Meeres. Nur ein Hauch. Kaum greifbar. Pütti erschauerte. Fiete hatte recht. Da stimmte was nicht.

Die Dünen kamen in Sicht. Fiete kreischte auf. „Door ünnen is Heinz!“ Er leitete den Sinkflug ein und Püttis Herz setzte einen Schlag aus. Heinz lag auf dem Bauch. Die spärlichen Haare, die er immer sorgsam über die kahlen Stellen gekämmt hatte, wehten im Wind. Es sah so aus, als hätte

er sich nur für ein Nickerchen hingelegt. Sie landeten neben Heinz. Er rührte sich nicht und sah merkwürdig aus. Die Haut blass und wächsern. Blaue Lippen. „He is doot!“ Fiete schlug ununterbrochen mit seinen Flügeln, so dass sie Abstand halten musste. Mit einem Satz hüpfte Pütti auf seine Schulter und stupste ihn vorsichtig mit dem Schnabel am Ohr. Keine Reaktion. Sie krächzte leise. Heinz war immer gut zu ihnen gewesen, hatte sie gefüttert und die Touristen verscheucht. Im Gegensatz zu seiner Frau hatte ihn das ungleiche Vogelpaar nicht gestört. Gemurmel wurde vom Wind zu ihnen getragen und im nächsten Moment stapfte der Dorfpolizist durch den Sand auf sie zu. „Haut ab, ihr Viecher!“ Fiete kreischte erbost und hob ab. Pütti tat es ihm gleich. Sie suchten Schutz auf einer nahe gelegenen Düne.

„Sühst, ik heff Recht hat.“ Fietes Stimme zitterte ein wenig. Pütti sagte nichts.

Jens, der Dorfpolizist, untersuchte gemeinsam mit einem Helfer den Toten.

„Sieht nach ´nem Herzschlag aus, wenn du mich fragst.“

„Jo, kann sein. War ja auch nicht mehr der Jüngste.“

Fiete krächzte und sah Pütti an. „Dat glööv ik nich. Dat weer Moord.“

Pütti musterte ihn. „Meinst du?“

„Ja. Pütti, wi mööt denn Mörder finnen. Dat sünd wi eem schüllig. Unsen Heinz.“

„Ja, aber wie stellst du dir das vor? Wir sind doch nur Vögel. Wie sollen wir denn einen Mord aufklären?“

„Wi sünd doch plietsch. Un wi hebbt Kontakte. Dat geht al.“

Schweigend beobachteten sie das Treiben der Polizisten. Es wurden Fotos gemacht und schließlich wurde der leblose Körper von Heinz abtransportiert. Fiete hüpfte von der Düne und ließ sich zum Fundort gleiten. Er wühlte den Sand mit dem Schnabel auf, kratzte hier und da mit

seinen scharfen Krallen und legte den Kopf schief.

„Und? Weißt du schon was?“ Pütti landete neben ihm.

„Och wat. So flott geiht datt nu nich. Aver rüükst du dat?“

Sie ließ die Luft auf sich wirken. „Irgendwie nach Förtchen von den Hansens zur Weihnachtszeit.“

„Ja, weeßt Bescheid. Datt is Marzipan.“

„Was hat das zu bedeuten?“

„Ik weet datt nich. Aver wi können ja mool Bruno fragen!“

Bei den Petersens angekommen, umkreisten sie das Grundstück auf der Suche nach dem verfressensten Hund in ganz Dithmarschen. Pütti entdeckte ihn zuerst. Er schnüffelte gerade an einem Apfelbaum und hob sein Bein.

„Tach, Bruno!“ Die beiden Vögel landeten auf einem tiefhängenden Ast. Er scharrte abwechselnd mit allen Pfoten und sah zu ihnen hoch.

„Habt ihr was zu fressen dabei?“

„Ne – aber es geht ums Essen. Um Marzipan.“ Pütti hüpfte vom Ast und landete vor dem schwarzen Labradormischling.

„Marzipan? Das ist lecker. Hab letztens ein Marzipanbrot gefunden und vernichtet. Aber leider haben meine Menschen das gemerkt.“ Bruno ließ den Kopf hängen. „Und ihr habt kein Marzipan dabei?“

„Kann een vun Marzipan doot blieven?“

„Ich weiß nicht. An Schokolade auf jeden Fall. Wieso?“

„Heinz is doot. Un he hett na Marzipan rocken.“

Bruno knurrte. „Scheiße. Heinz war ein Guter. Hat immer ein Stück von seiner Schmalzstulle für mich gehabt.“

Fiete streckte die gewaltigen Flügel aus und richtete sich auf. „Seh to Bruno, watt weest du noch över Marzipan?“

„Ich hab mal einen Pfirsichkern geklaut und den zerbissen. Das Inere roch ein bisschen wie Marzipan und gerade als ich es fressen wollte, hat Frauchen gekreischt und es mir weggenommen. Verdammt nochmal Bruno – da ist Blausäure drin. Das ist giftig, hat sie gesagt. Na ja. Der eine

Haps hätte schon nix gemacht.“ Er rollte mit den Augen.

„Gift! Datt is datt!“ Fiete nickte nachdrücklich und hob ab.

„Danke für deine Hilfe, Bruno!“ Mit einem mulmigen Gefühl folgte Pütti ihm in die Luft. Sie flogen zurück zu den Andresens und landeten auf dem Zaun direkt vor dem Küchenfenster. Ein Polizeiwagen parkte auf dem Grundstück. Der Polizist stand in der Küche und sprach mit Erna. Sie hatte ihr Gesicht in beiden Händen verborgen und ihre Schultern bebten.

Pütti hüpfte auf das Dach des Vogelhäuschens, das nah am Fenster war und lauschte. Man konnte Erna schluchzen hören und die Stimme des Polizisten. Es klang aber nicht danach, dass sie verdächtigt wurde.

„Glaubst du, dass Erna was damit zu tun hat?“

„Ik weet datt nich.“

Fiete flog auf das Dach des Hauses und rief Pütti zu sich. „Wokeen is datt? Do luert so `n asigen Kerl rüm, hest du den hier all mol sehn?“

Pütti reckte den Hals. „Das ist der Kerl von letzter Nacht!“

Der Mann ging auf der Einfahrt zum Haus der Andresens hin und her. Während er sich suchend umblickte, glimmte eine Zigarette in seinem Mund auf. Der Rauch hüllte sein Gesicht ein. Als die Tür geöffnet wurde, drückte er die Zigarette aus und machte sich rasch auf den Rückweg.

„Nochmal mein herzliches Beileid, Frau Andresen.“ Der Polizist klopfte Erna auf die Schulter und ging zu seinem Wagen.

„Nu man dallig, Pütti. Fleeg denn Kerl achterran.“

„Warum ich?“

„Wat glöövst du woll... falt doch jichtens op, wenn de eenzige Albatros in Norden een Kerl achterran flüggt.“

Pütti flog los.

„Ik tööv op di!“

Lange musste sie dem Mann nicht folgen. Er ging zum Hof der Hansens. Die hatten ein kleines Gartenhaus, das sie an Feriengäste vermiete-

ten. Dort verschwand er und Pütти flog zurück.

„Un?“ Fiete rief ihr die Frage zu, bevor sie neben ihm landen konnte.

„Das ist ein Feriengast bei den Hansens.“

„Denn könnt wi doch Antje fragen.“

Antje war eine Hannoveranerstute und gehörte den Hansens. Ihr Rücken wollte langsam nicht mehr und nur die Enkelkinder ritten ab und zu auf ihr. Aber sie war ein kluges Pferd und eine Plaudertasche.

„Also wieder zurück?“ Pütти keuchte.

„Heff di nich so, datt sünd wi Heinz schüllig.“

Ein paar Minuten später kamen sie auf der Koppel der Hansens an. Antje stand gelangweilt in einer Ecke und kauete. Neben ihr rieb der stets unzufriedene Ziegenbock Wernersen seine Hörner am Holzzaun. Fiete landete auf dem Zaunpfahl vor Antje und Pütти achtete beim Landen auf einen gebührenden Abstand zu Wernersen, denn sie mochte ihn nicht besonders.

„Guten Tag, liebe Federfreunde!“ Antje verbeugte sich.

„Moin,“ erwiderte Fiete trocken.

Pütти musste ein gackerndes Lachen unterdrücken. Fiete kam einfach nicht gut mit der vornehmen Art von Antje zurecht. Sie stammte gebürtig aus Niedersachsen und war auf einem edlen Hannoveranergestüt aufgewachsen.

„Was kann ich für euch tun?“ Anmutig verscheuchte sie ein paar Fliegen mit ihrem Schweif.

„Kenns du den Keerl, de bi ju in datt Sommerhus wohnt?“

„Ja. Sönke heißt er. Warum?“

„Heinz is doot un de Kerl weer bi Andresens an rümschnuben.“ Fiete wetzte seinen Schnabel am Pfahl.

„Oh mein Gott. Nicht Heinz! Was ist denn passiert?“

„Datt weet wi ok nich. Aver wi glöövт, datt he ümbröcht wurrn is.“

„Und ihr denkt, der Sönke war das?“ Antje schwang den Kopf von links nach rechts. „Na, ja. Vor zwei Tagen haben die sich noch unterhalten.“

War komisch irgendwie.“

„Wat?“

„Sie haben leise gesprochen. Heinz hat immer wieder gesagt: Sönke, denk noch mal drüber nach. Alles wird sich ändern. Und es wird bestimmt nicht gut ausgehen. Was sollen die Leute denn alle denken? Die werden mich hassen! Ich glaube, ich will das nicht.“

„Afsünnerlich. Un denn?“

„Heinz blieb stur und Sönke fing an, lauter zu werden. Hat ihn sogar geschubst.“

„Mehr mutt ik nich weeten!“ Fiete schoss in Richtung Gartenhaus davon.

Pütti flog hinterher. Er guckte durch das Fenster, als sie ihn erreichte. Der blonde Mann ging auf und ab, trat nach einem Stuhl und fegte alles, was auf dem kleinen Tisch stand, zu Boden.

„Versteihst du datt, Pütti?“

Sie schüttelte das Köpfchen. Dann riss sie erschrocken den Schnabel auf. Im nächsten Moment flog eine Kaffeetasse krachend gegen den Fensterrahmen. Sie stoben davon und ließen nur ein paar Flaumfedern in der Luft schwebend zurück.

Auf ihrem Stammplatz angekommen, beratschlagten sie das weitere Vorgehen. „Der Sönke hat doch Dreck am Stecken. Warum taucht der hier plötzlich auf?“

„Glöövst du, datt Minusch wat sehn hett?“

„Wir fragen sie.“

Minusch hatte sich hinter dem Haus im Strandkorb zusammen gerollt und döste. Fiete und Pütti hüpfen vorsichtig näher. Die Katzendame öffnete ein Auge zur Hälfte.

„Wer stört?“ Sie streckte sich und gähnte herzhaft.

„Siehst du doch.“ Pütti klapperte mit dem Schnabel.

„Wie kannst du eigentlich hier seelenruhig liegen? Heinz ist tot. Ist dir das egal?“

Minusch fauchte leise. „Es ändert sich doch nichts, wenn ich aufgeregert

herum laufe. Tot ist tot.“

„Hört up mit datt Gesabbel! Datt bringt uns nich wieder.“ Fiete schüttelte sich. „Weeßt du wat över den abasigen Sönke?“

„Nur, das er und Heinz sich kennen. Ein paar Mal habe ich die beiden beobachtet.“ Minusch leckte sich die Vorderpfote.

„Heinz war danach im Schuppen. Da hat er ein Geheimversteck unter den Dielen. Ich hab gesehen, wie er da etwas rein getan hat.“

Fiete und Pütti wechselten einen Blick. „Komm, das müssen wir uns genau anschauen.“

Der Schuppen war nicht abgeschlossen und die Tür war einen Spalt offen. Fiete hockte auf dem Dach und stand Schmiere. Pütti hüpfte ins Innere und fand die lose Diele. Es kostete sie ein bisschen Geschick, um ihren Schnabel als Hebel zu benutzen. Ein Stoffbeutel, nicht größer als eine Postkarte kam zum Vorschein. Schnell schnappte sie sich ihre Beute und flog aufs Dach. Fiete folgte ihr und gemeinsam betrachteten sie den Inhalt. Ein kleiner Schlüssel mit Anhänger, auf dem die Zahl 23 stand. Ein Foto, auf dem Heinz jünger war. Er lachte. Ein blonder Mann war ebenfalls auf dem Foto. Die beiden prosteten der Kamera entgegen. Ein durchsichtiges Tütchen mit etwas, das aussah, wie feiner Sand, war ebenfalls in dem Beutel.

„Was hat das zu bedeuten?“ Pütti hackte mit dem Schnabel auf das Foto ein. „Das ist doch der Sönke, oder?“

„Ik glöv datt och fast.“

„Und der Schlüssel? Sieht aus, wie von einem Strandkorb.“

„Jo, laat uns denn Strandkorb sööken, Pütti. Villicht finnd wi da noch Sporen.“ Fiete hob erneut ab.

Pütti seufzte. „Schon wieder fliegen. Wir haben kaum gegessen, Fiete.“ Aber er war schon fast nicht mehr zu sehen.

Fiete hockte neben Pütti auf dem Strandkorb und machte ein grimmi- ges Gesicht. Sie hatten es nicht hinbekommen, den Schlüssel im Schloss zu drehen. Durch die Gitter konnte man einen Briefumschlag erkennen,

der zwischen Polster und Wand geklemmt worden war.

„Es ist nur ein Brief, Fiete. Wir können eh nicht lesen.“

Er sagte nichts, sondern kratzte nur an dem blassen Holz des Daches. Wenigstens konnten sie mal sitzen. Nach einer Weile entschieden sie, es für heute gut sein zu lassen. Fiete machte sich auf den Weg zur Küste und fing ihnen noch ein Abendbrot. Nachdem es verspeist war, flogen sie zurück zu den Andresens. Müde plusterte Pütti ihr Federkleid auf und Fiete legte behutsam seinen Flügel um sie. Sie war gerade eingedöst, als sie es knirschen hörte. Sönke. Schon wieder schlich er um das Haus. Diesmal hatte Erna ihn gleich gehört, denn die Haustür wurde aufgerissen. „Was willst du hier? Ich will, dass du verschwindest!“ Erna kreischte fast.

„Was ich hier will? Ich will wissen, was du mit ihm gemacht hast!“ Sönkes Stimme klang heiser.

„Was ich gemacht habe? Du bist doch an all dem Schuld! Kreuzt nach all den Jahren hier auf und verdrehst meinem Mann ein zweites Mal den Kopf.“ Ernas Stimme klang erstickt.

„Ich hab ihn nie vergessen können. Im Gegensatz zu dir habe ich ihn immer schon geliebt.“

„Geliebt!“ Erna schnaubte. „Und wie hast du dir das vorgestellt? Dass du ihn mir einfach wegnehmen kannst? Ihn in dein Drogengeschäft reinziehst und mit ihm nach Teneriffa zurück gehst? Pah! Mit mir nicht ... genau das hab ich Heinz auch gesagt. Nur über meine Leiche!“

„Was hast du ihm angetan?“ Sönke schluchzte.

„Ich war einfach nur schneller als er. Was für ein Pech für euch.“

„Du böses Weibsbild! Dafür wirst du büßen, das schwöre ich dir!“ Sönke machte auf dem Absatz kehrt.

Erna zog ein Messer aus ihrem Morgenrock. Fiete konnte nicht länger zusehen. „Bliev torüch, Pütti.“ Er stürzte sich vom Dach auf Erna. Sie schrie und lies das Messer fallen. Sönke nutzte seine Chance und rann-te. Kräftige Flügelschläge trafen Erna am Kopf, im Gesicht und an den Schultern. Mit den Armen um sich schlagend, rettete sie sich mit letzter

Kraft ins Haus.

„Seh to, Pütti. Snapp di denn Büddel vun Heinz!“

Sie tat wie geheißén. Kurz darauf kam Erna mit einer Schrotflinte zurück. Bevor sie abdrücken konnte, flogen die beiden davon.

Noch in der Nacht brachten Pütti und Fiete den Beutel aus Heinz' Geheimversteck zur Polizeistation und legten ihn vor die Tür. Zu ihrem Stammpatz konnten sie nun nicht mehr zurück und so entschieden sie sich, bei den Hansens zu sitzen. Antje erzählte ihnen am nächsten Morgen, dass Sönke überstürzt in der Nacht ausgezogen war.

„So Pütti. Wi heebt denn Fall oplöst. Bit de Polizei Erna to faten kriegt, blitt uns nix anners över, as se tominstens eenmal an Dag örnlich antoschieten.“

Geschichte 15:**Das Wattmädchen**

Die Vögel kreisten vor bleigrauen Wolken über der Insel. Liv zog ihre Jacke fester zu, um die Böen der Nordsee abzuwehren. Die Rotorfächer des Heckmotors trieben ihr Boot weiter auf Trischen zu, wo sie Sören auf Stelzen gebaute Hütte schon am Ufer ausmachen konnte. Die Eingangstür stand offen, aber der Vogelwart selbst war nicht zu sehen. Sie vertäute das Boot und sprang an Land.

„Sören? Wo bist du?“

Nichts. Wellenrauschen. Darüber das Quinklieren der Vögel. Irgendwo in der Ferne wimmerte ein Seehund. Aber keine Spur von dem alten Vogelwart, der ihr in den letzten Monaten ans Herz gewachsen war, auch wenn sie ihm nur einmal pro Woche Post und Vorräte brachte. Der NABU hatte seit drei Tagen nichts mehr von ihm gehört und sie gebeten, nach ihm zu sehen. Genau vor drei Tagen war sie zum letzten Mal hier gewesen, auf der sonst unbewohnten Insel. Sören hatte wie immer die Vorratsbox und die Briefe entgegengenommen, ihr einen Kaffee angeboten, ihn stumm Seite an Seite mit ihr getrunken, bis sie wieder ins Boot gestiegen und zurück nach Friedrichskoog gefahren war. Nichts war anders gewesen als sonst. Auch sein wortkarger Fernsehauftritt vor ein paar Wochen vermochte nicht an dem stillen Einsiedlerleben zu rütteln, das er sich hier draußen aufgebaut hatte, weit weg von den Touristen und den wenigen Einheimischen.

Liv kletterte über die Leiter hoch zur Eingangstür und klopfte. Einmal, zweimal. Keine Antwort. Hoffentlich war ihm nichts passiert. Seit sie Kiel und ihre Familie - zumindest das, was davon übrig war – verlassen hatte, war er ihr Ankerpunkt gewesen. Ihr Beweis dafür, dass man auch in Einsamkeit glücklich werden konnte. Irgendwann.

Sie spähte hinein. Die Unterkunft war spärlich eingerichtet. Ein Ess-

und Arbeitstisch, ein ungemachtes Bett, eine kleine Kochnische. Außer einer leeren Blumenvase und dem verblichenen Foto eines rothaarigen Mädchens an der Wand konnte Liv keine Dekoration erkennen. Die Glühlampe surrte an der Decke und verströmte von dort aus gelbliches Licht. Am Tisch lag ein aufgerissenes Kuvert, aus dem eine handgeschriebene Notiz ragte.

Sie überflog die ersten Zeilen, wandte sich um, rannte zurück auf den Strand und suchte das Ufer ab. Vögel flatterten links und rechts von ihr auf und kreischten empört. Liv ignorierte es und lief weiter, den Brief immer noch in der Faust zerknüllt.

Am anderen Ende der Insel fand sie ihn schließlich. Sören lag am Ufer, mit nassen Kleidern und aufgedunsener Haut. Algen hingen von seinen Armen und Beinen und seine leeren Augen starrten hinauf in die graue Wolkendecke. Ein Alpenstrandläufer stierte mit dem Schnabel in der Hosentasche des Alten herum. Liv wurde übel. Sie hielt sich eine Hand vor den Mund, kämpfte das flaue Gefühl nieder und faltete dann nochmal den Brief auf, den sie auf Sörens Schreibtisch gefunden hatte.

„Selbstmord, soso. Naja, die Einsamkeit verträgt nicht jeder, nicht wahr?“

Der Polizist nahm den Brief entgegen und steckte ihn in seine Brusttasche. Hinter ihm rotierte stumm das Blaulicht seines Einsatzwagens.

„Sagen Sie, war das nicht der, den sie gerade mal bei der Nordreportage gezeigt haben? Trischens ältester Vogelwart, sowas in die Richtung?“

Liv nickte nur und starrte weiter auf die Brusttasche des Polizisten.

„Ist mir schon in der Sendung etwas verrückt vorgekommen, der Alte. Trotzdem, jammerschade.“

„Sie haben keine Ahnung.“

„Aber bitte, der Mann hat nie versucht, eine Familie zu gründen, keine Frau, keine Kinder. Ist immer nur bei den Vögeln geblieben. Der lässt

nichts zurück, schreibt er ja selbst. Wenn das nicht komisch ist, was dann?“

Liv griff nach der Türklinke.

„Haben Sie sonst noch Fragen?“

„Ich glaube, wir haben alles. Falls noch etwas ist-“

„Gut. Auf Wiedersehen.“

Liv wuchtete die Tür zu und zündete sich eine Zigarette an. Durch das Fenster beobachtete sie, wie der Polizist ins Auto stieg, das Blaulicht ausmachte und rückwärts ausparkte.

Idiot.

Sie ging ins Schlafzimmer. Versuchte, sich an Sören's Abschiedsbrief zu erinnern. Etwas passte nicht zusammen. Oder hatte sie die Zeichen einfach übersehen? War es möglich, dass sie schon wieder Schuld am Tod eines Menschen trug? Ihr Blick wanderte zum Regal, in dem ein paar zerlesene Bücher lagen. Dazwischen ein Fotorahmen. Ein Junge mit dunklem Haar und leuchtenden Augen. Jonas Nase ähnelte der von Mark, aber das schiefe Lächeln und die gebräunte Haut hatte er von ihr. In der Hand hielt er ein Raumschiff aus Lego. Livs Augen begannen zu brennen. Rasch wendete sie den Blick wieder ab.

Nein, man musste nicht verrückt sein, um die Einsamkeit zu suchen. Sören hatte keinen Grund, sich umzubringen. Verdammt, wahrscheinlich war er sogar der Grund dafür, dass sie sich selbst in den letzten dreieinhalb Monaten nicht umgebracht hatte. Sie trat ans Fenster und schaute hinaus auf die Insel, die nun wie eine einsame Düne aus dem noch feucht glänzenden Watt ragte. Selbst wenn sie sich täuschte, musste sie noch einmal nachsehen. Sie sah auf die Uhr. Gegen Abend sollte die Flut wieder stark genug sein.

Auch im roten Dämmerlicht sah die Hütte immer noch genau gleich aus. Nur der Brief war verschwunden. Mehr brauchte die Polizei wohl nicht, um den Fall abzuschließen. Der NABU wird in den nächsten Tagen hier aufkreuzen und den Laptop, Sören's Notizen und was sonst noch so herumlag, mitnehmen und verwahren, bis sich ein neuer Vogelwart finden

ließ. Der nächste Verrückte auf der Suche nach Einsamkeit.

Liv schloss die Eingangstür hinter sich. Sie blätterte durch die herumliegenden Papiere, öffnete den Kühlschrank, kramte in den Schubladen des Alten. Die Aufzeichnungen waren sauber geführt, sein WC blitzblank, in der Zeitung hatte er sogar ein Rezept für Zwiebelsuppe eingekreist. Nichts deutete darauf hin, dass er instabil gewesen wäre oder vorgehabt hätte, sich umzubringen. Und trotzdem hatte er geschrieben, genug von dieser Welt zu haben und es nun gut sein zu lassen. Diese ganzen Floskeln, die überhaupt nicht zu Sören passen, genau so wenig wie die-

Liv hastete zum Schreibtisch und schlug noch einmal die Zeitungsseite mit dem Zwiebelrezept auf. „Unbedingt probieren“, hatte er daneben in krakeligen Buchstaben notiert. Sie unterschieden sich komplett vom sauberen, fein gezogenen Schriftbild des Abschiedsbriefs.

In ihrem Kopf schossen die Gedanken auf und ab. Versuchte jemand, Sören einen Suizid zu unterstellen? Und falls ja, wer? Warum? Und wie zum Teufel war er auf die Insel gekommen?

Liv sah sich noch einmal im Zimmer um. Nichts ließ auf persönliche Freundschaften oder Beziehungen schließen. Nur das eingerahmte Foto des rothaarigen Mädchens, das aber mit Sicherheit noch im vorigen Jahrhundert aufgenommen worden war. Sie konnte zum Zeitpunkt der Aufnahme nicht viel älter gewesen sein als Jonas. Liv trat näher an die Wand und kniff die Augen zusammen. Auf dem Rahmen konnte sie eine silberne Gravur ausmachen:

In Ewiger Erinnerung An Marie Möller.

Livs Augen schmerzten schon vom ständigen Flimmern des Computerbildschirms. Der Bürostuhl der Campingplatz-Rezeption war Stunde um Stunde unbequemer geworden und mittlerweile kam es ihr vor, als wäre Marie Möller der häufigste Name Norddeutschlands. Dutzende Ergebnisse, keine davon hatten auch nur ansatzweise etwas mit Sören zu tun. Sie klickte auf den nächsten Link, auf dessen Vorschau sogar die Vogelinsel Trischen zu sehen war, fand aber nur das Facebook-Profil ei-

ner Studentin aus Bonn. Mach dir nichts vor, flüsterte etwas in ihr. Du verschwendest nur deine Zeit.

Nur noch ein Versuch.

Der nächste Link führte sie auf das digitale Zeitungsarchiv der Dithmarscher Landeszeitung. Livs Herz machte einen Hüpf. Auf der angezeigten Titelseite blickte ihr Marie Möller entgegen. Jene Marie Möller, die auch in Sörens Hütte hing. Das Datum der Ausgabe war der 14.9.1971. Liv stürzte sich auf den Artikel. Mit jedem Wort aber schwand ihr Hochgefühl.

Die sechsjährige Marie Möller war mit ihrem dreizehnjährigen Bruder und einem nicht näher beschriebenen älteren Jungen vom Trischendamms aus über das Watt zur Insel gewandert. Dabei wurde das Trio von der Flut überrascht. Die beiden Buben konnten noch gerettet werden, doch für Marie Möller kam jede Hilfe zu spät. Ermittlungen wurden eingeleitet.

Den Ausgaben der Folgetage nach zu urteilen, waren Maries Eltern zur Verantwortung gezogen worden. Der Bruder wurde in eine Erziehungsanstalt für Jugendliche eingewiesen. Liv las noch einmal über die Meldungen, um sicherzugehen, nichts übersehen zu haben, fand aber keine direkte Verbindung zu Sören Carstensen. Auch über die Identität des anderen Jungen konnte sie nichts Genaueres herausfinden. Aber wenn sie das Alter des Vogelwarts in etwa richtig abschätzte, war es nicht ausgeschlossen, dass er dieser ältere Junge war, der damals den Tod von Marie Möller gemeinsam mit ihrem Bruder aus nächster Nähe miterlebt hatte.

Liv rieb sich die Augen. Draußen war es schon dunkel geworden. Gelächter und das Klirren von Bierflaschen schallte von den Wohnwagen, die über der Wiese des Campingplatzes verstreut waren. Liv stand auf, schloss das Fenster und wanderte ziellos in der Rezeption auf und ab. Je länger sie darüber nachdachte, desto sicherer war sie, dass Sören der Junge war, der mit Marie Möller und ihrem Bruder das Watt überqueren wollte. Sören und Marie waren inzwischen tot. Ertrunken, alle beide. Aber was

war mit Maries Bruder passiert?

Am Weg in die Stadt überfuhr sie beinahe den jungen Postboten. Er war vor ihr Rad getorkelt, aber seine Freunde zerrten ihn rechtzeitig wieder zurück auf den Gehsteig. Aus den Augenwinkeln konnte sie gerade noch sehen, wie er ihr mit einer halbvollen Bierflasche hinterherwinkte.

Kurz darauf kam sie im „Seehund“ an, der einzigen Bar, in der man den Touristen einigermaßen aus dem Weg gehen konnte. In den ersten Wochen als Leiterin des Campingplatzes war sie beinahe jeden Abend hier gewesen. Es war ein guter Ort, um ungestört zu trinken. Außerdem stellte Oke keine Fragen, solange man sich halbwegs ordentlich benahm.

Sein von Falten überzogenes Gesicht hellte sich auf, als er sie an der Tür erblickte. Sie deutete ihm, still zu sein und schritt rasch auf die Bar zu.

„Ersma das Übliche?“, fragte er, als wäre sie erst gestern aus der Tür gewankt.

Liv nickte und er begann, am Zapfhahn zu werkeln.

„Sören ist gestorben“, sagte sie, als er ihr das Schwarzbier hinstellte. Oke nickte gedankenverloren.

„Hab schon davon gehört.“

„Du musst ihn doch schon als Kind gekannt haben, oder?“

„Ha, so alt sehe ich also schon aus?“

Liv zischte ihn an und er verstummte augenblicklich. Sie sah sich kurz um, aber die Gespräche um sie herum liefen unbeirrt weiter. Gut so. Niemand musste wissen, dass sie dabei war, eine alte Geschichte wieder aufzuwärmen.

„Aber wieso fragst du?“, flüsterte er.

„Hast du ihn gekannt, oder nicht?“

„Ja, schon. Aber nicht gut. Als ich zehn war, da war so eine grausliche Geschichte mit einem Mädchel, weiß nicht, ob du die hören willst.“

„Marie Möller?“

Okes buschige Augenbrauen wanderten nach oben.

„Genau! Bald danach isser abgehauen. Weiß nicht, warum. Der Kay

hätte ihn sicher gebrauchen können, damals.“

„War das ihr Bruder? Kay Möller?“

„Ja, genau. War für Sören sicher auch nicht leicht. Die waren ja unzertrennlich, Kay und Sören.“

„Wann ist Sören wieder aufgetaucht?“

„Ist nicht lange her, nur ein paar Jahre vor dir. Wo er so lange Zeit war, weiß niemand genau. Die Welt sehen, schätz ich mal. Hat dann gleich mal die Stelle als Vogelwart besetzt.“

„Weißt du, ob Kay und er sich irgendwann wiedergesehen haben?“

Oke kratzte sich hinter dem Ohr.

„Möglich wärs. Aber ich glaube nicht. Kay und seine Eltern sind gleichmal weggezogen nach dem Ganzen. Wollten wohl woanders neu anfangen und das Unglück vergessen.“

Wenn das nur so einfach wäre, dachte Liv.

Sie bezahlte, dankte Oke für die Auskunft und ließ das noch halbvolle Bier am Tresen stehen. Sie musste nach draußen. Frischluft. Durchatmen. Es half alles nichts. Liv rammte ihren Fuß gegen die Mauer der Bar und fing sich ein paar blöde Blicke ein, aber das kümmerte sie nicht. Sie sprang auf ihr Rad, trat in die Pedale und verfluchte sich dafür, dass sie dieser im Sand verlaufenden Geschichte überhaupt nachgegangen war. Es hatte keinen Zweck mehr, wegzulaufen. Sören war tot, genau wie Jonas, verunglückt oder ermordet, es machte keinen Unterschied. Kay Möller war zum Gespenst geworden. Außer ihr selbst gab es niemanden mehr, dem sie die Schuld geben konnte.

Sie hatte Jonas in den Beifahrersitz gesetzt, damit sie ihn beim Fahren beobachten konnte. Sie hatte darauf gebaut, dass der Typ in seinem Mercedes das Vorfahrtsschild nicht übersehen und daraufhin nicht mit quietschenden Bremsen in ihren Wagen krachen und Jonas' Kopf nicht mit einem hässlichen Knacken im Sicherheitsgurt hängen bleiben würde. Es war ihre Schuld, genauso wie es die Schuld von Marie Möllers Eltern gewesen war, dass sie das Mädchen mit Sören und ihrem minderjährigen Bruder allein gelassen hatten. Von diesem Punkt aus konnte man

nicht mehr neu anfangen.

Nicht einmal Sören hatte das geschafft. Maries Geist hatte ihn sein ganzes Leben lang begleitet und schlussendlich war er an jenen Ort zurückgekehrt, an dem das Unglück begonnen hatte. Und Kay Möller, wo auch immer er gerade war, würde auch hierher zurückkehren und einsehen müssen, dass man mit manchen Dingen nicht abschließen kann. Vielleicht, dachte Liv bitter, würde er sogar mit einem dieser beschissenen Wohnwagen auf ihrem Campingplatz aufkreuzen. Dann hielt sie inne. erinnerte sich. Und raste los.

Liv beugte sich über den Rezeptionstisch. Sie erkannte die Handschrift auf dem Gästeformular sofort wieder. Vor drei Wochen hatte es ein gewisser Kay Möller ausgefüllt, in derselben Schrift, mit der auch Sörens Abschiedsbrief verfasst worden war. Das Abreisedatum war in zwei Tagen. Noch war er hier, auf diesem Campingplatz.

Sie legte die Gästemappe auf die Seite. Ihr Herz pochte und obwohl es eine kühle Nacht war, spürte sie, wie der Schweiß auf ihrer Stirn perlte. Kay Möller hatte Sören Carstensen auf dem Gewissen, daran gab es nun keinen Zweifel mehr. Sollte sie die Polizei informieren? Beim Gedanken an den uniformierten Idioten, der sie zu Sören verhört hatte, wurde sie skeptisch. Außerdem war der Fall zu Marie Möller fast fünfzig Jahre her. Weshalb hätte Kay so lange warten sollen? Sie musste noch mehr herausfinden. Sie wollte gerade aufstehen, als hinter ihr ein Klicken ertönte. Kaltes Metall presste sich in ihren Nacken.

„Die Hände hoch. Hinter den Kopf.“

Ehe der Mann seine Anweisung wiederholen konnte, stieß sich Liv mit aller Kraft von der Tischplatte ab und rollte auf dem Bürostuhl in ihren Angreifer hinein. Sie sprang auf, schnappte den Schlagstock unter dem Rezeptionstisch, wirbelte herum und blickte in die Mündung einer Pistole. Darüber ein hagerer Mann mit rostrottem Haar, dessen Augen wild um-

herzuckten.

„Bleiben Sie, wo Sie sind“, keuchte er.

„Was, wenn nicht?“, fragte Liv. „Töten Sie mich dann? So, wie sie Sören getötet haben?“

Kay Möller fasste sich wieder. Seine Züge entspannten sich, doch die Pistole hielt er weiterhin auf sie gerichtet. Sein Blick wanderte zum Computerbildschirm, wo immer noch das Zeitungsfoto von Marie Möller vor sich hin flimmerte. „Wie ich sehe, haben Sie nicht nur bei Oke Nachforschungen angestellt. Schade nur, dass Sie sich die entscheidende Frage nicht gestellt haben.“

Liv senkte den Schlagstock.

„Und die wäre?“

„Wir alle tragen Schuld“, sagte er. „Aber sind wir bereit, dafür zu büßen? Und dafür zu sorgen, dass jene büßen, die nicht bereit dazu sind?“

„Niemand hat Sie gezwungen, auf das Watt zu gehen“, sagte Liv. „Oder Ihre Schwester mitzunehmen.“

„Glauben Sie mir, ich habe lange genug mit meiner Schuld gehadert. Elf Jahre habe ich in Hamburg in der Erziehungsanstalt verbracht und mich gefragt, warum ich Sören nicht einfach gesagt habe, wohin er sich seine beschissene Mutprobe stecken kann. Und warum ich noch lebe und Marie sterben musste, wenn es doch eindeutig meine Schuld war, nicht wahr?“

„Ihr wart beide noch jung“, sagte Liv. Und keine Elternteile, fügte sie in Gedanken hinzu. Verzeihlicher als eine Mutter, die ihr Kind auf dem Beifahrersitz sterben ließ, war es allemal.

„Das Alter spielt keine Rolle. Was zählt, sind Buße und Reue. Als ich mit vierundzwanzig nach Friedrichskoog zurückkehrte, war Sören verschwunden. Jahrelang habe ich nach ihm gesucht, doch er ist untergetaucht. Ich habe begonnen, in einer Apotheke in Hamburg als Aushilfe zu arbeiten. Versucht, eine Familie zu gründen. Einen Neuanfang zu starten.“

Aber nichts Neues kann entstehen, solange das Alte nicht erledigt ist.“

„Das Alte?“

„Sörens Schuld. Mein Leben war entwurzelt, zerrissen, verpfuscht. Das ist Buße genug. Aber die Vorstellung, dass er einfach weiterlebte, als wäre nichts passiert, machte mich krank. Auch noch Jahrzehnte später. Als ich ihn vor zwei Wochen im NDR gesehen habe, konnte ich es kaum fassen. Endlich wusste ich, wo er war.“

„Nach so langer Zeit wollten Sie ihn immer noch umbringen?“

„Ich bin kein Mörder, sehen Sie das nicht? Ich habe das Gleichgewicht wiederhergestellt. Die Schuld beglichen, die Sören nie beglichen wollte. Natürlich habe ich dem Postboten ein Kuvert mit Arsentrioxid und einem selbstgeschriebenen Abschiedsbrief in die Hand gedrückt und so dafür gesorgt, dass das Ganze wie Selbstmord aussieht. Aber es war weder Selbstmord, noch Mord. Es war Erlösung. Für mich, und auch für ihn.“

Liv schluckte. Sie wollte sich einreden, dass Kay Möller wahnsinnig war. Dass Sören nicht das unbeschwerte Vagabundenleben geführt hatte, das Kay ihm unterstellte. Aber die Liebe in seinen Augen, mit der er das Bild seiner toten Schwester betrachtete, rührte etwas in ihr.

„Hat es funktioniert?“, fragte sie.

Liv klappte den Sonnenschutz hoch und bog auf die Autobahnabfahrt nach Kiel ein. Auf ihrem Beifahrersitz lag ein unbeschriftetes Kuvert. In ihm weißes Pulver und der Abschiedsbrief des Mannes, der ihren Sohn auf dem Gewissen hatte. Kein Neuanfang ist möglich, solange das Alte nicht erledigt ist. Es wurde Zeit, das Gleichgewicht wiederherzustellen.

Geschichte 16:

Wir waren doch Kinder

Kann man Vergangenheit riechen? Ich setze mich ins trockene Gras und schließe die Augen. Es riecht würzig. Nach Kiefern. Nach Heide. Nach Salz. Merkwürdig vertraut ist dieser Geruch. Fast so als wäre alles erst gestern gewesen und nicht vor 55 Jahren. Auch die Bilder sind wieder da: Wir gehen durch den Wald und hören doch schon das Tosen der Wellen. Der Weg führt aufwärts, an den Böschungen links und rechts wächst Strandhafer. Nur ein paar Schritte noch. Der heftige Wind weht uns Kindern feinen Sand ins Gesicht, prickelt auf der Haut, fängt sich in den Ohren, sodass wir unsere eigenen Stimmen kaum noch hören. Dann ist es da, das Meer. In der Ferne. Wir bleiben stehen, staunen über die Weite und den Sand, der mal dunkel, mal hell bis an die Schaumkronen der Wellen reicht.

Erst eine Woche bin ich hier im Kinderheim, aber meine kurzen Haare wirken schon blonder. Gebleicht von der Sonne und dem Salz der Nordseeluft.

Weiter möchte ich jetzt nicht denken an jene Zeit in St. Peter-Ording. Also stehe ich wieder auf und klopfe Sand und trockenes Gras von meinen Jeans. Ein Blick zurück zeigt mir das Haus, das einst als Kinderheim diente und in dem ich sechs Wochen meines Lebens verbrachte. Auf den ersten Blick hat sich wenig verändert. Dasselbe wuchtige Strohdach, die weiß gestrichene Fassade, das Sprossenfenster über der Eingangstür. Ich vermisse den gelb-rot-grünen Sonnenschirm, den man auf den alten Postkarten sieht. Wo damals eine Rasenfläche in der Sonne lag, führt jetzt ein Plattenweg durch den akkurat angelegten Bauerngarten zum Hotel.

Auf dem Parkplatz steht ein schwarzer Geländewagen mit Berliner Kennzeichen. Sie scheint da zu sein. Pünktlich. Ich überquere die kleine Seitenstraße, und während ich zum wiederholten Male die Begrüßungs-

worte abwäge, tritt sie bereits aus der grün gestrichenen Tür mit den Butzenscheiben. Sie bleibt genau dort stehen, wo wir damals fürs Gruppenfoto im Gras saßen. Nach Größe aufgereiht. Ich ganz rechts, wie an den Rand gedrängt, mit weinrotem Pullover, weißem Hemd, karierten Socken und viel zu großen Ohren. Sie ganz links, groß, lachend, in Latzhose und Strickjacke. Neben mir sitzt Diana. Diana. Nicht darüber nachdenken. Nicht an Diana denken. Lächeln.

Ich versuche zu lächeln und gehe an dem Geländewagen vorbei auf sie zu. Sie nimmt die dunkle Brille ab, fährt sich mit der linken Hand durch die zu blonden Haare und blinzelt in die Sonne.

„Klaus?“ Ihre Stimme klingt rau.

„Angelika?“ Ich will ihr zur Begrüßung einfach nur die Hand geben, doch sie zieht mich an sich. Eine Umarmung, die ich nicht will. Vielleicht merkt sie das, denn sie lässt mich los und tritt einen Schritt zurück.

„55 Jahre ist das jetzt her oder?“ Natürlich kennt sie die Antwort, denn wir haben uns wochenlang Mails geschrieben und Erinnerungen ausgetauscht. Über das Graubrot mit Erdbeermarmelade am Morgen, das Graubrot mit Leberwurst am Abend, den wässerigen Kakao, die Plastikischdecke auf dem runden Esstisch, die Hocker mit Sitzkissen, den Gummibaum in der Ecke und die braungelb gemusterten Vorhänge. Mein Hocker war höher als die meisten anderen, genau wie Dianas. Wir waren die kleinsten und dünnsten. Warum stand eigentlich im Frühstücksraum eine Waage?

„Lass uns zum Strand runtergehen, denselben Weg wie damals“, schlage ich vor. „Durch den Wald. Dabei können wir reden. Erinnerst du dich an Diana?“

„Diana?“ Sie setzt ihre Sonnenbrille wieder auf, bindet sich ein blaugraues Tuch mit Ankermuster um den Kopf und dreht sich noch einmal zum Strohdachhaus um, in dem sich vor mehr als einem halben Jahrhundert die schlimmen Ereignisse abspielten. „Diana?“, wiederholt

sie dann. „Nein, ich erinnere mich nicht.“ Sie erinnert sich.

Drei Stunden später warten wir im Watt auf das grüne Leuchten. Erlebt habe ich dieses seltene Phänomen noch nie. Kurz vor oder nach Sonnenuntergang soll am Himmel für wenige Sekunden ein grünlicher Schimmer erscheinen. Ein Naturwunder, bei dem das Licht dicht am Horizont gebrochen wird, bevor es endgültig der Dunkelheit Platz macht. Ich spüre, dass Angelika unruhig wird. Ahnt sie etwas von meinem Plan? Oder ist es einfach die Furcht vor der auflaufenden Flut?

„Du bist sicher, dass uns nichts passieren kann?“, fragt sie. Ihr Blick ist abwechselnd auf mich, die Umrisse der Pfahlbauten in der Ferne und den roten Sonnenball gerichtet, der sich langsam dem Horizont nähert.

„Ich habe den Gezeitenkalender genau studiert. Uns bleibt noch genügend Zeit für den Rückweg.“ Heute ist es ungewöhnlich still am Meer. Das Wasser liegt glatt wie ein Spiegel da, keine Spur von dem heftigen Wind, der uns Kindern damals den feinen Sand ins Gesicht peitschte. Ich blicke kurz zurück und erkenne, dass der Priel hinter uns stetig mehr vom Watt verschlingt. Er wird breiter, heftiger. Die Strömung ist stark. Ich habe den Gezeitenkalender tatsächlich genau studiert. Aber aus einem anderen Grund, als sie ahnt.

„Die Gegend soll tückisch sein“, warnt Angelika.

„Alles übertrieben“, beruhige ich sie. „Wenn man sich gut auskennt wie ich, kann nichts passieren. Es gibt noch so viel, über das ich mit dir reden möchte.“

„Haben wir nicht schon über alles geredet? Es ist doch so lange her.“ Ihre nackten Zehen haben sich in den feuchten Sand gebohrt und spielen mit einer Herzmuschel. Die linke Hand, die ihre Sandalen hält, zittert.

„Und was ist mit Diana?“

„Ich erinnere mich an keine Diana.“ Sie blickt mich nicht an, sondern wendet sich wieder dem Meer zu, in dem schon bald die Sonne versinken wird. Der Himmel ist klar und wolkenlos.

„Meine Cousine. Sie war damals mit in eurem Zimmer, dem Storchen-

nest.“

„Ich möchte zurück.“ Angelika befreit ihre tief eingesunkenen Zehen aus dem Watt. Ein leises schmatzendes Geräusch mischt sich dabei in das Schreien der Möwen und die kurzen Rufe der Sanderlinge.

„Nein. Du bleibst.“

Jetzt starrt sie mich an. Ungläubig, verwirrt. Sie lacht auf.

„Spinnst du? Erst fand ich unser Treffen ja ganz amüsant, aber...“

„Du bleibst. Hier im Watt. Genau wie damals Diana.“

Ich hole ein kleines Heft aus meiner Schultertasche. Es ist zerknittert, vergilbt, fleckig. Ein Schulheft, wie es sie in den 1960er-Jahren gab, mit feinen Linien und einem blauen Löschblatt. Nur die ersten Seiten sind beschrieben. Auf dem Deckeletikett steht in krakeligen Buchstaben der Name Diana.

Angelika wendet sich ab. Sie setzt ihre Sonnenbrille wieder auf, obwohl es bereits dämmt. Winzige Sanderlinge trippeln noch nervös übers Watt, dicht am Wasser entlang, das wegen der auflaufenden Flut immer näherkommt. Ich muss mich nicht umdrehen, um zu wissen, dass uns der Priel mittlerweile eingeschlossen hat.

„Weißt du, wir haben uns lange gefragt, was hier damals passiert ist in St. Peter-Ording.“ Ich kann leise sprechen, weil der Wind fehlt. „Warum ist Diana abends heimlich an den Strand gelaufen und dann weiter ins Watt?“

Angelika dreht sich nicht um. Sie zuckt nur mit den Schultern.

„Die Antwort steht hier drin. Sie ist geflohen. Vor dir. Und vor den anderen Mädchen in eurem Zimmer.“

„So? Hat sie das geschrieben?“ Jetzt liegt tatsächlich ein leichtes Zittern in ihrer rauhen Stimme.

„Ihr habt sie gequält, gedemütigt, gefesselt. Alles steht hier in diesem Heft. Wie ihr sie mit Brennesseln geschlagen habt. Wie ihr sie verspottet habt, die Kleinste, Schwächste und Wehrloseste.“

„Wir waren doch Kinder.“

„Sie ist abends aus dem Heim geflohen und raus ins Watt. Du erinnerst

dich sicher gut an die Rettungsaktion damals.“

Gerade als der rote Sonnenball mit dem Meer verschmilzt, der Horizont wie Feuer leuchtet und ein kleiner grüner Schimmer am Himmel erscheint, lacht Angelika auf. Sie merkt offenbar nicht, wie das Wasser bereits ihre Zehen erreicht.

„Und du?“ Jetzt klingt ihre Stimme schrill. „Willst du den Rächer spielen? Nach 55 Jahren? Das ist doch lächerlich.“

„Vielleicht. Damals hat sich Diana vermutlich geschämt. Sie hat nie darüber gesprochen, was du ihr als Anführerin der Mädchen angetan hast.“ Ich halte Angelika das zerknitterte Schulheft hin. „Hier. Lies selbst. Erst drei Jahre später hat sie alles aufgeschrieben. Als sie ein zweites Mal ins Kinderheim sollte. Wieder wochenlang. Sie muss vor Angst schier durchgedreht sein.“

„Kinder werden mit so was fertig. Glaube mir. Ich bin schließlich Psychologin.“

„Diana wurde damit nicht fertig. Sie ist von zuhause weggelaufen, am Tag vor der Sommerschickung.“

Inzwischen ist die Sonne vollständig im Meer versunken. Nur noch der Himmel leuchtet in unwirklichem Rot. Ich blicke mich um. Die Pfahlbauten von St. Peter-Ording sind kaum noch zu erkennen, das Wasser im Priel hat uns vollständig vom Strand abgeschnitten.

„Was erwartest du jetzt von mir?“, fragt Angelika. „Dass ich sie um Verzeihung bitte? Dass ich reumütig vor ihr auf den Knien rutsche für etwas, was vor 55 Jahren passiert ist?“

„Zu spät.“ Ich packe das schwarze Heft sorgfältig zurück in meine Schultertasche und schließe den Reißverschluss. „Diana ist damals in ihrer Panik vor ein Auto gelaufen. Sie war sofort tot.“

Ich spüre, wie Angelika fast unmerklich zusammenzuckt. Sie dreht sich zu mir um. Nimmt die Sonnenbrille ab. Tastet in ihrem weißen Strandkleid nach dem Handy. Vergeblich. Täusche ich mich, oder ist sie tatsächlich blass geworden?

„Du gibst’s mir die Schuld an ihrem Tod?“ Offenbar hat sie sich

erstaunlich schnell wieder gefangen.

„Nein. Ich gebe dir die Schuld an dem, was damals hier im Kinderheim passiert ist. Nicht mehr und nicht weniger.“

„Dann kann ich jetzt wohl gehen oder?“

Ich könnte ihr noch so viel erzählen. Wie ich das verräterische Schulheft erst vor zwei Jahren nach dem Tod von Dianas Eltern fand. Wie lange ich brauchte, um Angelika in Berlin ausfindig zu machen. Wie ich unseren ersten Kontakt und dieses Treffen sorgfältig plante. Ich erzähle es nicht.

„Du kannst gehen“, sage ich stattdessen.

Sie zögert. Dann blickt sie sich hektisch um. Das Meer auf der einen Seite, der Priel auf der anderen. Ihre Zehen sind längst wieder tief im Schlick eingesunken. Angelika lässt ihre Sandalen fallen und läuft los. Vielleicht findet sie ja einen Weg zurück aufs Festland. Vielleicht wird sie auch versuchen, den Priel zu durchschwimmen. Obwohl das sogar bei nur hüfthohem Wasser durch die starke Strömung gefährlich sein kann. Ich blicke auf meine Uhr. Bis zum Höhepunkt der Flut wird nicht mehr viel Zeit vergehen.

Was ist der NordMordAward?

Initiiert wurde der NordMordAward 2011 von der Krimiautorin und damaligen Verlegerin Anja Marschall, denn anders als andere Bundesländer verfügte Schleswig-Holstein noch immer nicht über einen eigenen Krimipreis, obwohl bereits Ende der Neunziger Jahre der deutsche Krimiboom auch das nördlichste Bundesland erreicht hatte. Diesen Missstand galt es zu ändern, fand Anja Marschall und kreierte daraufhin den NordMordAward.

Ziel war es, möglichst vielen potentiellen Krimipreisausschreibern, wie Städte, Gemeinden, Organisationen, Tourismuseinrichtungen usw. den Einstieg in das *Metier* zu erleichtern. Sie beschloss den NordMordAward als Wanderpreis zu etablieren, um nicht nur einer Region odereiner Stadt die Vorteile eines bundesweit beachteten Krimipreises zukommen zu lassen. Ein solcher Preis hat die Chance, dem Image vieler Städte, Gemeinden, Landstriche oder Institutionen zu Aufmerksamkeit zu verhelfen.

Erstmals wurde der NordMordAward 2011 in Brunsbüttel an die Autroin Marlies Kalbhenn vergeben, die mittlerweile einen festen Platz in der literarischen Autorenszene einnimmt. Schirmherrin war die bekannte Krimiautorin und Bella-Block-Erfinderin Doris Gercke.

2013 folgte der zweite NordMordAward während des ersten Krimifestivals "Kriminordica" in Itzehoe. Gewinnerin Marina Hansen aus Husum wurde der erste Preis auf einer großen Galafeier im Itzehoer Theater verliehen. Schirmherr war der Tatortkommissar und Schauspieler Ingo Naujoks.

Im selben Jahr erschienen die Nominierungsgeschichten des NMA 2013 als Taschenbuch im Hamburger Verlag Ellert & Richter.

Und in diesem Jahr, 2018, tritt nun der NordMordAward zum dritten Mal an. Dieses Mal in St. Peter-Ording, wo die Tourismuszentrale großzügig Preisgelder für einen Jury- sowie einen Publikumspreis stiftete.

Wir hoffen, dass der **NordMordAward** auch künftig von und für Schleswig-Holstein als Krimibotschafter genutzt wird.

